

HELLAS

DIE GEBURTSSTÄTTE DER OLYMPIADE

VON DIPL.-GARTENBAUINSPEKTOR VICTOR HUHN

Bis zum Jahre 776 v. d. Zeitwende reichen die Aufzeichnungen der Sieger der Olympischen Spiele des alten Griechenlands. Aus dem Bewußtsein heraus, seine ganze Kraft für des Vaterlandes Wohl und Wehe einzusetzen, war es die vornehmste Pflicht des Hellenen, seinen Körper elastisch und stets kampfgestählt zu halten. Zu den Olympischen Spielen war nur der berechtigt, der sich vorher einem zehnmonatlichen harten Training in den Gymnasien unterworfen hatte; Sittenreinheit und Unbescholtenheit waren Vorbedingung. Bei einem Eberopfer wurde am ersten Tage der Spiele der olympische Eid abgelegt, den auch die Trainer und Anverwandten leisten mußten. Eine ganz besondere Machtstellung nahmen die Kampfrichter, die Hellanodiken, ein, die berechtigt waren, Geld- und auch Prügelstrafen zu verhängen. Als höchste Ehre galt es, als Sieger mit dem olympischen Kranz geschmückt von der Kampfstätte in seine Vaterstadt zurückzukehren; er war der gefeierte Held, und die Sänger priesen ihn in unsterblichen Liedern. Teilnahmeberechtigt waren in den ersten Jahrhunderten nur die Griechen. Erst nach den Eroberungszügen Alexanders des Großen beteiligten sich auch die Makedonier und zur Zeit des Römischen Kaiserreiches die Römer.

Diese Kampfspiele fanden nicht vor den Toren einer Stadt, sondern an den den Göttern geweihten Stätten statt. Wir finden sie bei dem Wallfahrtsort des Zeus

in Olympia, des Apollo in Delphi, des Poseidon auf dem Isthmus von Korinth und später auch der Pallas Athena in Athen. Hier war es Peisistratos, der nach der Schlacht bei Salamis, angespornt durch die Vormachtsstellung der Athener, bereits damals an der gleichen Stelle, wo das heutige 1896 erbaute Olympia-Stadion steht, eine Kampfstätte schaffte. Diese sollte nun in Zukunft alle griechischen Staaten vereinigen. Aber die stetige Uneinigkeit dieser ließ es nicht dazu kommen. Olympia war und blieb die Kampfstätte, die alle griechischen Staaten vereinigte. Hier fanden alle 4 Jahre die großen Nationalfeste statt. Solch ein Fest dauerte fünf Tage. Am ersten Tage wurde dem Gott geopfert, am zweiten fanden im Theater Aufführungen der bekannten griechischen Dramen statt, und die übrigen drei Tage gehörten dem Sport. Der Fünfkampf — Weitsprung, Wettlauf, Ringen, Speer- und Diskuswerfen — war vorherrschend, aber auch Faustkämpfe, Schwimmen, Reiten und Ballspiel finden wir. Der vornehmste aller Wettkämpfe war jedoch der Rennkampf im Kampfswagen; dieser war Höhepunkt der Spiele und gleichzeitig Abschluß. Während die Griechen bei der Ausübung des Sportes nur die Schönheit der Leistungen, z. T. auch im Rhythmus der Musik, bewerteten, ändert die römische Zeit mit der Einführung von Rekorden den Charakter der Spiele. Zudem weicht durch das Vordringen der christlichen Lehre die körperliche Ausbildung des Mannes der rein geistigen, und im



Bild 1 Die Tribünenanlagen im Theater von Delphi

Jahre 394 n. d. Zeitwende fanden die letzten olympischen Spiele des Altertums statt. Wenn man nun diese historischen Stätten durchwandert, so muß man die Ausgrabungen in Delphi als die am weitesten fortgeschrittenen anerkennen. Heute ist Delphi bereits in einer Stunde Autofahrt vom Hafen Itea im Golf von Korinth zu erreichen. Herrlich liegt die Orakelstätte ca. 700 m hoch in einem riesigen Talkessel direkt am Fuße des Parnaß. Gewaltig ist das Echo der Berge, das wohl auch einst den das Orakel Befragenden stark beeinflußt hat. In Serpentinien führt die heilige Straße links und rechts an den Ruinen der vielen Schatzhäuser der Staaten des alten Griechenlands empor zu dem alles überragenden Tempel des Apoll'. Hier schließt sich das Theater an (Bild 3). Man könnte annehmen, daß man sich in einer modernen Freilichtbühne befindet; amphitheatralisch reiht sich im Halbkreis Sitzreihe an Sitzreihe, 50 an der Zahl. Ganz hervor-



Bild 2 Das Stadion in Delphi

ragend ist bereits der Ausbau der Tribünen in dem Verhältnis von 42 zu 85 cm (Bild 1), mit einem Durchmesser von 20 m die Bühne und das Stadion in seinen alten olympischen Ausmaßen 600 Fuß lang (ca. 192 m) und 100 Fuß breit (ca. 33 m). (Bild 2). Bereits im Jahre 400 v. d. Zeitwende errichtet, bestanden die Tribünen damals aus Holz. Erst Herodes Atticus, ein Freund des römischen Kaisers Hadrian, ließ die Tribünen im Jahre 150 n. d. Zeitwende in ihrer heutigen Form aus Stein ausbauen; eine äußerst solide Arbeit, die sich bis zum heutigen Tage erhalten konnte. Noch 1896 wurde nach der Form dieser alten Kampfstätte das Stadion in Athen, für die ersten durch den Baron Pierre de Coubertin wieder ins Leben gerufenen olympischen Spiele unserer Zeit, aus weißem Marmor erbaut (Bild 4).

Uns Deutschen ist durch die Ausgrabungen unserer Landsleute Curtius und Dörpfeld Olympia besonders ans Herz gewachsen. Während Delphi sich an den Hängen eines Gebirgszuges auf-

Bild 3 Das Theater in Delphi (394 vor der Zeitwende erbaut)

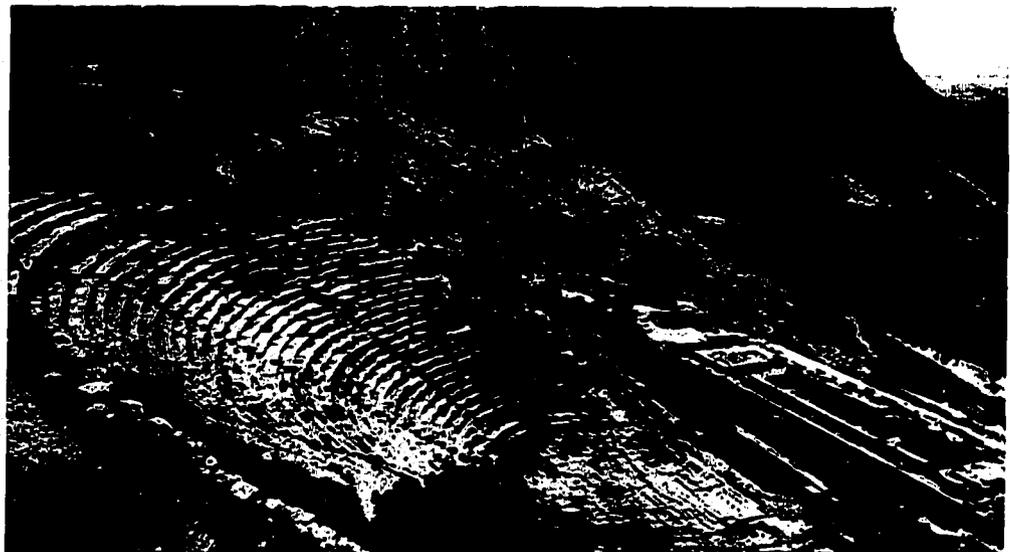




Bild 4 Das 1896 neu erbaute Stadion in Athen

haut, liegt Olympia in dem Delta der Flüsse Kladios und Alphios. Es wurde 521 und 562 durch Erdbeben zerstört. Vom Stadion ist bis jetzt nur der Eingang ausgegraben (Bild 5); das eigentliche Heiligtum mit seiner Umgebung ist vollständig freigelegt. Auch hier überragt alles an Wuchtigkeit und Platzgröße der Zeustempel mit Altar und Festplatz. Um diesen herum gruppieren sich die vielen Gebäude, die den mannigfaltigsten Dingen dienen. Wir finden wieder das Gymnasium, die Trainingsstätten, in denen sich die Teilnehmer vor der Olympiade für die Kämpfe vorbereiteten, ferner die Wohnstätten der Priester, unzählige Statuen und Altäre, den Tempel der Hera, der Frau des Zeus, und wieder die Schatzhäuser der Staaten des alten Griechenlands. Ganz erstaunlich ist es, was Menschenhände hier bereits vor 2000 Jahren schafften, wie sie die riesigen Marmorblöcke, die wir in Ausmaßen bis zu 3 m Durchmesser vorfinden, mit ihren primitiven Mitteln aufeinandersetzen konnten. Auch ein Beratungssaal war

Bild 5 Das Eingangstor zum Stadion in Olympia



vorhanden, in dem damals schon die Herrscher zusammenkamen, um bei den sportlichen Ereignissen völkerveröhnende Schritte in die Wege zu leiten. Aber auch an das Wohl der Besucher war ausreichend gedacht, ein Hotel, sogar mit Schwimmbad, das Leonidaeon, war vorhanden. Herrscher, wie Nero hatten schon ihre eigenen Paläste im Gelände Olympias. Für das leibliche Wohl sorgte das Prytaneion, das Restaurant, in dem die bekannte Statue des Hermes von Praxiteles gefunden wurde. Hier brannte einst

das heilige Feuer, und von der Ruine dieses Gebäudes wird am 20. Juli das olympische Feuer, auf natürlichem Wege mittels Stroh und Brennglas entzündet, durch Läufer nach Berlin gebracht — nach dem Olympia 1936.

*

Bild 6 Die Akropolis in Athen

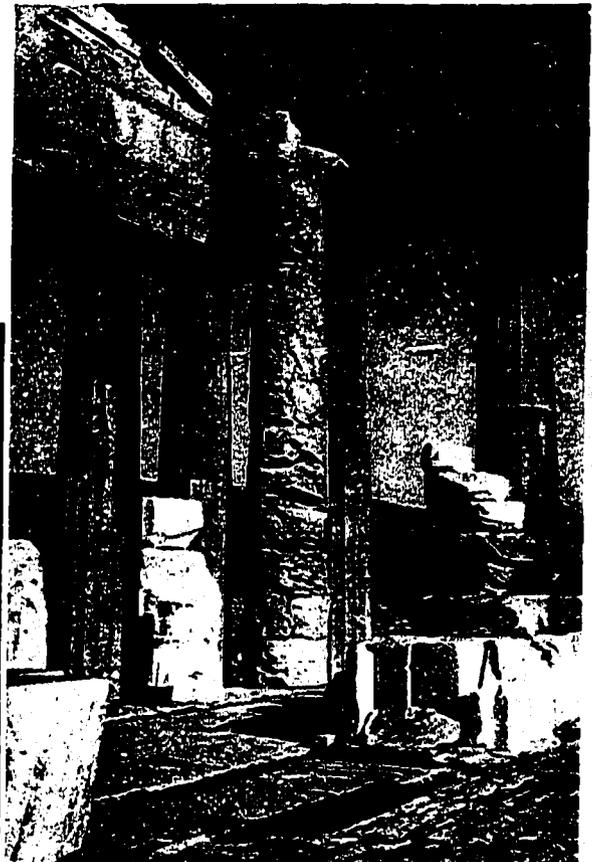


Bild 1. Der „Dobberworth“ bis 15 Meter hoch. Hier türmen sich noch heute steil die Erdmassen über das gewachsene Gelände. An diesem Hügelgrab aus der germanischen Bronzezeit erkannte ich die gleichen landschaftlichen Voraussetzungen, wie sie bei den Meisterbauten an den Mittelmeerrändern vorlie-



gen. Ganz fern am Horizont, etwa in der Bildmitte, liegen sechs weitere Hügelgräber bei Promoisel, die den weitesten Ueberblick über fast alle Teile Rügens, Usedom und Wollin, das Pommersehe-Mecklenburgische Festland bis zur dänischen Insel Moen bieten.

Aufnahme: Wiepking

GERMANISCHE AHNENLANDSCHAFTEN AUF INSEL RÜGEN

VON GARTENGESTALTER WIEPKING - JÜRGENSMANN
 PROFESSOR UND DIREKTOR DES INSTITUTS FÜR GARTENGESTALTUNG
 AN DER UNIVERSITÄT BERLIN

Spät kam die Erfüllung einer Sehnsucht, die dahin ging, endlich einmal etwas von dem Schleier zu lüften, aus dem heraus wir deutsche Gartengestalter und Menschen unsere Landschaften und unsere Gärten bauen. Jahrzehnte beschäftigte mich diese Frage. Das wird vielen Berufskameraden so gehen; denjenigen, denen Selbstkritik nicht fremd ist, denen, die nachdenken über die unbekanntenen und unbewußten Kräfte, die in uns walten, und die zur Schöpfung führen. Heute weiß ich genauer als noch vor wenigen Jahren, woher unser Naturgefühl kommt. Die Naturverbundenheit indogermanischer Menschen, ihre gemeinsamen Wurzeln und ihre Unterschiedlichkeiten waren und sind große Fragegebiete, die mich beschäftigen; insonderheit ihre Gebundenheit an den freigewachsenen Baum und ihre Landschaften.

Vor Jahren, nach langer arbeitsreicher Zeit, machte ich Halt in Taormina auf Sizilien. Ich wohnte in einem kleinen italienischen Hotel in einem Eckzimmer, das zwei Fenster hatte. Das eine Fenster lag in Front zum rauchenden Aetna, und das verschüttete, gewaltige,

einst von Millionen bewohnte Naxos lag am Fuße desselben. Goethe war hier, und ergreifend ist sein ewiger Gesang über diese Landschaft. Das andere Fenster gab den Blick frei über die Inseln der Seligen, hinaus zum feinsten Horizontstrich des Festlandes. Nicht häufig war ein Haus so Mittelpunkt einer Landschaft, wie dieses kleine italienische Hotel. Dann ging ich hinauf zum griechisch-römischen Amphitheater, und — das Staunen nahm kein Ende. Selten habe ich mich so in den Geist der Erbauer eines landschaftlichen Wunderwerkes vertieft, wie hier. Täglich ging ich hinauf und erlebte die ungeheure Landschaft der Weite des Meeres und der Ueberkrugung der Lage durch eine alte Bergfeste landeinwärts. Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang blieb ich, und häufig habe ich noch nach Jahren die landschaftlichen Gegebenheiten aus dem Gedächtnis skizziert. Das, was die Griechen schufen, vernichteten die Römer, die den Kultplatz nach ihrer Art umschufen. Hinter der Bühne der Griechen stand einst nackt die Urgewalt des Aetna; die Römer stellten eine gewaltige Architektur-Kulisse davor.

Bild 2. Pferdeberg von der Landschaft aus gesehen. Im Vordergrund die Lieps und dahinter das weite Urstromtal der Tollense. Bei guter Sicht ist Neu-Brandenburg sichtbar. „Hier häbt se Pier slacht“, sagen die Bauern. Wohl sicher noch eine Erinnerung an die heidnische Zeit. Zwölf Meter hoch ist die Anschüttung über den gewachsenen Boden. Ungeheuer weit sind die vielfach gestaffelten Tiefsichten im vollen Umkreise. Kein lebender Gartengestalter könnte sich meisterhafter in die Landschaft hineindenken, als es unsere Vorfahren taten.

Aufnahme: Hentzen



Immer wieder fand ich bei allen griechischen Meisterbauten die innigste Verschmelzung mit der Landschaft, und immer wieder fand ich gleiche, fast gesetzmäßige Voraussetzungen dieser Bauten. Immer ist das Bauwerk die Vergeistigung der Landschaft. Immer liegt es im Schwerpunkt der landschaftlichen Schönheiten. Immer ist es die nordische Himmelssehnsucht und die Freude an der Weite und das Ueberfluten des Lichtes auf fernste Horizontlinien. Fast immer liegt das Bauwerk nicht auf der beherrschenden Höhe, meist in der Hanglage oder angelehnt an rückwärtige höhere Berg- oder Gebirgszüge. Das ist selbst bei der Akropolis in Athen der Fall, die als Kretische Festung ursprünglich gebaut wurde.

Jahre vergingen. Dann fuhr ich nach Rügen mit Freunden, die Landschaftsaugen hatten. Ich erklärte die vorher gründlich studierte Geologie Rügens. Plötzlich wuchs aus einer flach ansteigenden Landschaft ein steiler Bergkegel vor der im Hintergrund leuchtenden weißen Kreidelandschaft heraus. Das kann nur ein Basalt- oder Porphyrdurchbruch sein, glaubte und sagte ich, und staunend erkannten wir am Fuße des Bergkegels, daß es Menschenhand war, die die riesigen Erdmassen emporgetürmt hatte. Wir standen am Fuße des Hügelgrabes aus der germanischen Bronzezeit „Dobberworth“, und eine herrliche Landschaft mit größter Tiefenstaffelung umgab uns. (S. Bild Nr.1.) Silber leuchtete der Bodden, fern abgesperrt durch die lange Insel Hiddensee, und beim Emporsteigen auf den Hügel wurde die Landschaft wesentlich größer und weiter. Mit jedem Meter des Emporsteigens verdoppel-

ten sich scheinbar die Sichten, und auf dem Gipfel des Grabes wußte ich plötzlich: es ist der gleiche Geist, der die griechischen Meisterbauten am Mittelmeer errichtete! Eine Sehnsucht war erfüllt! Viele Hunderte von Gräbern aus grauer germanisch-deutscher Vorzeit wurden seitdem untersucht, und ich hätte allen Gartengestaltern gewünscht, die Studienreise meines Institutes durch Mecklenburg und Rügen mitmachen zu dürfen, die uns täglich, ja stündlich vor immer neue gewaltige Entdeckungen stellte. Zuerst blieb es beim Lichtbild. Dann aber wurden die Erkenntnisse größer, und heute haben wir auf über 30 Meßtischblättern die Beziehungen der Gräber untereinander und mit der Landschaft kartiert. Eine überaus



Bild 3. Nahaufnahme des Pferdeberges von der Landseite her. Aufnahme: Hentzen



Bild 4. Panoramaaufnahmen des Gräberfeldes oberhalb Stresow.
In der Bildmitte die Ostsee, am rechten Rande derselben die Insel Vilm, am linken Rande die Halbinsel Mönchgut



Bild 5: Hünengrab bei Reddewitz auf Rügen.

Aufnahme: Wiepking

klare Folgerichtigkeit liegt in den Forschungsergebnissen. Der germanische Midgardgedanke wurde uns klar bestätigt und ergab die herrlichsten Einblicke in die Landschaftsverbundenheit unserer Vorfahren. Forschungen in Schweden und Dänemark traten hinzu. Bornholm und Gotland, Norwegen und Holland werden noch in diesem Jahre folgen, und ein großes umfassendes Werk über die Ahnenlandschaften unserer Vorfahren wird in wenigen Monaten erscheinen. Tiefer, als es die kühnsten Vermutungen sein konnten, ist die Gebundenheit des deutschen Menschen an die Pflanze, den Acker, das Wasser, an all das, was wir Landschaft nennen. Heute glaube ich den Urraum des Lebens und des Schaffens meines Volkes zu kennen, und froh bin ich, daß der Nachwuchs des Berufes wirkliche Entdeckerfahrten erleben konnte. Wir haben Kulturdokumente gefunden, die die geistige Unterbauung des Berufes auf das gründlichste festigen. Kulturdokumente, wie sie schöner und besser kein anderes Volk hat —, weil sie uns eigen sind, Geist von unserem Geiste sind.



In einem riesenhaften Halbrund, zur See geöffnet, liegen gewaltige Gräbergruppen. In der Bildmitte an der See das Dorf Stresow. Aufnahme: Wiepking

VON DEUTSCHER WALDESSEHNSUCHT (DER BAUMKULTUS DER INDOGERMANEN) VON WALTHER KIRSTEN, NÜRNBERG

Die Religion hat nicht mit dem Kult von Göttern begonnen, sondern hat sich erst aus der unklaren Deutung der Naturkräfte und Erscheinungen nach und nach entwickelt. Der ewige Wechsel von Sonne, Mond und Sternen, der zuckende Blitz, der rollende Donner, der heulende Sturm, die Tag- und Nachtfolge, das Wachsen des Feuers aus dem Glimmen der Glut, die Vielgestaltigkeit der Tiere und Pflanzen, das bewegte Wasser der Quellen, Flüsse und Seen, das Geheimnis der Zeugung des Menschen, die Befruchtung der Blüten, das Rätsel des Todes, das alles ließ den Glauben an geheimnisvolle Mächte entstehen und — die Furcht vor ihrer Strafe oder Rache.

Von fast allen indogermanischen Völkern besitzen wir unzweideutige Nachrichten, daß sie in der ältesten Zeit noch keine von Menschenhand gebauten Gotteshäuser, Altäre und Götterbilder besaßen, sondern daß sie den Göttern entweder auf Bergesspitzen ihre Opfer darbrachten oder daß sie das Ueberirdische sich in Steinen, Bäumen oder Hainen gegenwärtig und verkörpert vorstellten. In diesem Baumkultus erkennen wir den Ausgangspunkt des eigentlichen Tempeldienstes. „Lange Zeit blieben die Wohltaten der Natur verborgen, und die Menschen sahen nur Bäume und Wälder als das höchste ihnen verliehene Geschenk an“, berichtet Plinius.

Das, was wir heute noch an den Bäumen verehren, den täglichen unendlichen Segen, der von Baum und Strauch ausgeht, haben auch die Alten erkannt, und darum haben sie ihren Göttern die schönsten Bäume geweiht und ihre Blätter und Blüten in vielen Kult-handlungen dargebracht. Aus den ersten Anfängen des Glaubens an übermenschliche Wesen, aus dem Wirken der Naturkräfte entstand der „Götterglaube“.

Die Beseelung der Naturkräfte und die Vorstellung der Naturgewalten durch Götter kommt bei allen indogermanischen Völkern in gleicher Form vor. Den

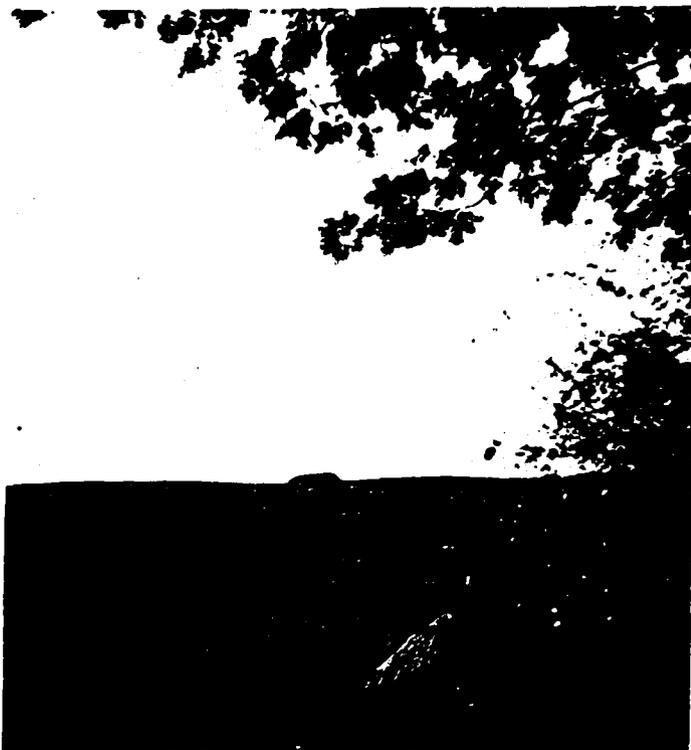
„Baum des Lebens“ treffen wir bereits auf den ältesten indischen und persischen Bildwerken. Wir begegnen ihm in dem indischen Baume „Acoka“ = Kummerlos, in dem persischen „Baum der Erkenntnis“ und der „Weltliche Yggdrasil“. Der Gedanke des Lebensbaumes lebt fort in einer Unzahl von Gebräuchen in allen Lebensaltern der Menschen.

Bei den Indern werden die großen Bäume „Waldesherrn“ genannt. Die Iranier, Perser und Parsen rühmen die Zypresse: „Gott allein sei der immergrüne Baum.“

Wir finden noch heute Zusammenhänge des frühesten Griechengeschlechtes mit unserer Gegenwart, wenn wir das heilige Laub der Eiche, des Lorbeers und des Oelbaums in gleicher feierlicher Weise als Sinnbild für besondere Auszeichnung verwenden. Wir winden noch heute wertlose Blätter zu Kränzen und geben sie als Ehrenpreis — wertvoller als Gold und Silber. Wir betrachten einen solchen Schmuck als „Symbol der Gottesfurcht“, auch der Manneskraft und des Friedens auf Erden.

Naturwälder und angepflanzte Haine wurden mit dem geheimnisvollen Zauber göttlicher Weihe umwoben. Bei allen arischen Völkern genossen diese Stätten besonderen Schutz. Jede Verletzung der Bäume wurde streng bestraft. Wer auf der Flucht den Schatten eines heiligen Baumes erreichte, war der Strafe entronnen. Mehr noch als Haine waren einzelne Bäume von besonderem hohem Alter und schönem Wuchs heilig. Die Gläubigen nahen ihnen mit andächtiger Scheu, schmückten sie mit bunten Bändern, Kränzen und anderem Zierart in der Hoffnung, daß sie von den Unsterblichen mit neuer Kraft versehen würden.

Aus dem Rauschen der Wipfel der „heiligen Eiche“ zu Dodona und aus dem Gemurmel der heiligen Quelle, die an ihrem Fuß entsprang, deutete die Priesterin den Willen des Gottes und beantwortete die Fragen nach



Zu Bild 6: Blick von einem Hügelgrabe zu einem anderen auf Rügen. Fast alle benachbarten Gräber haben Blickverbindungen untereinander und von den Mittelpunkten der Gruppen wiederum Verbindungen zu oft sehr weit entfernten anderen Gruppen.
Aufnahme: Fresenius/Steinle



Bild 7: Eine charakteristische Gräberfeldgruppe auf Rügen. Deutlich erkennbar ist das Hauptgrab, das, wie auch in diesem Falle, weithin sichtbar ist.
Aufnahme: Fresenius/Steinle

der Zukunft. Das Orakel von Delphi lag in einem heiligen Lorbeerhain. Der Ort erlangte eine hohe religiöse und politische Macht, wurde in allen wichtigen Staatsangelegenheiten befragt und war ein Nationalheiligtum. Das älteste aller griechischen Heiligtümer war Olympia. Es war ein Deutscher, namens Ernst Curtius, welcher Traum und Sehnsucht nach dem Glanze einer mehr als zwei Jahrtausende zurückliegenden glänzenden Epoche aus Schutt und Asche erwecken konnte.

Die Entstehung dieser alten Kampfstätte ist ebenfalls dem schon früh entwickelten Baum- und Götterkultus zuzuschreiben. Der heilige Hain, der die Anlagen einfaßte, hieß „Altis“, den Pindar „Pisas Hain von schönen Bäumen am Alpheios“ nennt. Diese Bäume waren wilde Oelbäume. Schon im höchsten Altertum waren sie bekannt. Die Weihe, die dem Ehrenzweig des olympischen Siegers zuteil wurde, gehört zu den eindrucksvollsten Beziehungen, die der Baum im Geistesleben der Menschen durch die Verbindung mit der Gottheit im Altertum gehabt hat.

Die alten Athener rühmen ihre Stadt als Heimat der Olive. Der Oelzweig folgte ihnen von der Wiege bis zur Bahre, da sowohl den Neugeborenen, wie auch den Toten Oelzweige zur Seite gelegt wurden. Symbolisch wird auch heute noch wie ehemals bei vielen Handlungen des täglichen Lebens der Oelzweig verwendet, z. B. auf Skulpturen und Grabsteinen, oder als Sinnbild des Friedens im Schnabel der Taube, wengleich hier biblischer Ursprung festzustellen ist.

Der Glaube, daß der Geist des Toten im Grabe fortlebt, gehört zum Bekenntnis der Indogermanen. Daher pflanzte man um die Gräber Bäume, die die Seelen der Verstorbenen gefangen halten sollen. Ja, ganze Haine wurden so den Toten geweiht.

Der Römer Seneca hat das Gefühl, welches die Menschen ihre Götter in den Hainen suchen läßt, mit folgenden Worten umschrieben:

„Wenn Du in einen Hain trittst voll ehrwürdiger Bäume in übermächtiger Größe, die Dir durch das dichte Dach ihrer Zweige den Anblick des Himmels entziehen, so erregt Dir die mächtige Höhe derselben und das Geheimnisvolle des Ortes mit seinem Schatten die Ahnung der Gottheit.“

Der urkundliche Nachweis der germanischen Mythologie ist weit ärmer, als der von Hellas und Roms. Jahrhunderte kannten wir die Germanen nur aus den Schriften der Römer und Griechen. Doch können wir mit Hilfe der archäologischen Funde vieles, was diese Gewährsmänner uns melden, berichtigen bzw. ergänzen.

Wenn wir sahen, daß das Naturgefühl und die Be-seelung der Natur bei allen Völkern arischer Abstammung stark ausgeprägt war, so tritt die Naturverehrung um so gewaltiger bei der Völkergruppe der Germanen in den Vordergrund:

Tacitus berichtet im Kap. 9 der „Germania“:

„Uebrigens halten sie weder mit Wänden die Götter zu umschließen, noch auf irgendeine menschenähnliche Art sie abzubilden der Größe der Himmlischen gemäß; Haine und Gehölze weihen sie ihnen.“

Der Germane war ein Landmensch, der nicht im gebundenen Raum der Stadt lebte, sondern sich am

liebsten im Freien, im Wald und Feld bewegte. Die rauschenden Wälder, „d e r d e u t s c h e U r w a l d“, haben ihn gesund erhalten und vor dem Schicksal Roms bewahrt. Das reiche Innenleben, die Freude an der Natur, den Bäumen und Pflanzen war letzten Endes das „probatum est“ seines reinen Gewissens.

Wohl trennt uns ein weiter Abstand von der altgermanischen Lebensbetätigung. Aber die Bindung des Germanen durch Sitte und Sippe, durch starre, geheiligte Formen ist trotz dem Wandel der Zeiten noch heute im Bauernstand feststellbar. Die Preisgabe des „freien Mannestums“, im besonderen Maße und nicht zuletzt die Ausbreitung des Christentums, brachte zwar ein immer weiteres Abrücken von dem alten Germanentum mit sich. Von der alten Heidenzeit sind es besonders die isländischen Gedichte und die Sagas, die das Fühlen und Wollen unserer Vorfahren in lyrischer Dichtung oder in Prosageschichten uns versinnbildlichen.

Aus begreiflichen Gründen war das Christentum bei seinen rücksichtslosen Bekehrungsmethoden bestrebt, diese Altkultur der Vergessenheit preiszugeben. Gleichzeitig wurden die heiligen Haine und Bäume mit roher Gewalt fast restlos vernichtet.

Und doch bis ins Mittelalter herein, spielte der Baum als Symbol der Weihe auf den Plätzen der Volksversammlungen, Gerichtsverhandlungen, als Grenzbaum und Malbaum noch eine Rolle. Auf „uralte heiligem“ Boden, der unter besonderem Schutz stand, wurden Versammlungen unter freiem Himmel abgehalten.

Die Erinnerung an diese heiligen Orte unserer Vorfahren soll uns mit ihnen und ihrem Leben und Treiben aufs innigste verbinden. Das germanische Recht war ein „Volksrecht“, d. h. die freien Männer eines Stammes oder Dorfes kamen an bestimmten Tagen an bestimmten Plätzen zu einem „Ding“ zusammen, wobei neben den persönlichen, allgemeine — den Stamm oder das Dorf betreffende — Fragen erörtert wurden. Insbesondere wurde die Rechtspflege hier ausgeübt.

Als Versammlungsort oder Ding diente die vornehmste Opferstätte des Volkes, meist eine Naturstätte in schöner Lage, oft zwischen Felsen, immer aber in einem Hain, in dem die „Malstätte“ lag. Zur rechten Dingstatt gehörten ein Baum und ein Brunnen: hatten doch schon die Götter und Nornen in Asgard unter dem „Weltenbaum“ am Urdarbrunnen Gericht gehalten.

Nach v. Wekus umfaßte die germanische Malstätte das Mal, das in der Regel ein Baum bildete. Umgeben war die Malstatt von einer hölzernen Einzäunung, die mit roten Weihebändern geschmückt war. Ferner mit einer Umwallung, die mit einer Wildhecke aus Hagedorn, Hasel, Hülse, Brombeere oder andere Dornen, im Sumpfbereich von Schilfpflanzen verdeckt war. Zum Ganzen gehörte der Hain und weiterhin die Kampfweise und andere Stätten der Erholung und der körperlichen Betätigung.

Das Gebiet der einzelnen Stämme war in Gauen eingeteilt. Zur fränkischen Zeit unterstanden diese Gauen dem „Gaugrafen“. Später wurden die Gauen in Unter-

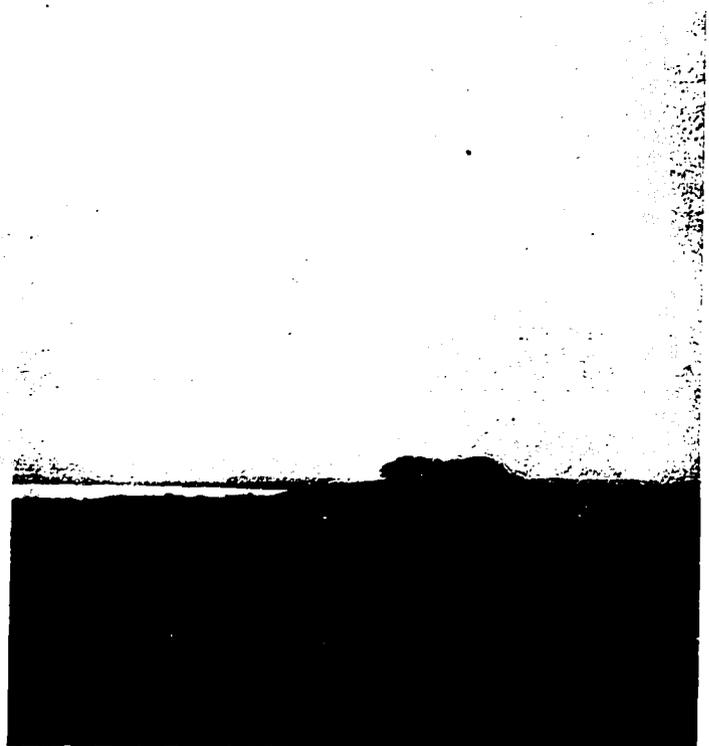


Bild 8: Blick zu einem Hügelgrab auf Rügen. Sehr charakteristische Hanglage. Fast immer hat man einen Blick an den Höhenlinien entlang, um möglichst viele feinste Geländeformen überschneiden zu lassen. Aufnahme: Fresenius/Steinle



Bild 9: Blick auf die Gräber einer Gruppe von einem Grabe der gleichen Gruppe. Auch hier ist wieder die Hanglage besonders charakteristisch. Aufnahme: Fresenius/Steinle

gaue und in Hundertschaften oder Zenten eingeteilt, die vom Zentgrafen geführt wurden. Dieser war Richterperson und Stellvertreter des Gaugrafen und des Königs.

Da das Gericht immer im Freien abgehalten wurde — der Richter sollte nicht mit dem Verbrecher unter einem Dach weilen — besaß jedes Zentgericht seinen eigenen Dingplatz.

Noch heute zeugen uralte Bäume von diesen Stätten: die fast 1200jährige Königgerichtslinde zu Staffelstein, die mehr als 800jährigen Linden zu Kasberg und Neuenstadt am Kocher. (Siehe Schlußbild.)

Auch noch im späteren Mittelalter war die Baumverehrung unseren Vorfahren eigen. Grausame Strafen — selbst die Todesstrafe — trafen den Frevler, der einen Baum verletzte.

Die Linde war im Mittelalter der Volksbaum der Deutschen. Der „Baum der Stärke“ als Gerichtsbaum, der „Baum der Anmut“ als „Baum der Liebe“, die „Dorflinde“ als Versammlungsort. Erst im letzten Jahrhundert hat die Eiche, „der uralte heilige Baum der Germanen“, der Linde wieder den Platz streitig gemacht.

Unseres Führers Wunsch ist, daß die riesenhaften Bauten auf dem Parteitag-Gelände in Nürnberg inmitten „eines heiligen Haines uralter Eichen“ ehrfürchtige Zeugen für spätere Zeiten von der deutschen Freiheit sein sollen.

Noch heute lebt in jedem aufrechten Deutschen das ererbte Naturgefühl. Wir fassen das in die Worte zusammen:

Im Walde, unter den mächtigen Baumriesen, fühlst Du Dich näher dem Gott als im dämmerigen Hallendom Deines Gotteshauses. Mit Andacht lauschest Du dem geheimnisvollen Raunen: Dem Rauschen der Blätter, dem Murmeln des Wassers, dem Sang der Vögel. Fast hört es sich an, als ob „der große Gärtner“ aus der Krone der Bäume Dir die Sonntagspredigt halten würde. Du glaubst, Du müsstest ihn dann irgendwo zwischen den Bäumen wandeln sehen.

Dieses Naturgefühl der Deutschen ist kein Schemen, es ist Eigenart und Inhalt unserer Rasse. Estratschon in dem ersten religiösen Mythos in Erscheinung und ist unstreu geblieben bis auf den heutigen Tag.

ÜBER DIE LANDSCHAFT DES OLYMPISCHEN DORFES

VON GARTENGESTALTER WIEPKING-JÜRGENSMANN
PROFESSOR UND DIREKTOR DES INSTITUTS FÜR GARTENGESTALTUNG
AN DER UNIVERSITÄT BERLIN

Das Olympische Dorf liegt auf der Döberitzer Hochfläche und verdankt seine geologische Gestaltung der Eiszeit. Diese Hochfläche ist eine Insel: Im Norden das Warschau-Berliner und im Süden das Glogau-Baruther Urstromtal, im Osten das ehemalige Gletschertal der großen Potsdamer Havelseen und im Westen die heute schon stark aufgelandete Wublitz. Man muß annehmen, daß noch zur Zeit um Christi Geburt die Urstromtäler und die Wublitz meilenweit mit Wasser bedeckt waren. Einstmals war das Wasser bis zu 60 Meter tief; denn in diese Tiefe reichen die Tone und Sinkstoffe, und nur in der dünnen Oberschicht finden wir humose Sande, die heute weite Wiesenflächen bilden. In diesen Tonen finden wir die Relikte der vorzeitlichen Tierwelt: Riesenhirsch und Höhlenbär, Höhlenlöwe und Mammut. Auf den eisfreien Kuppen über diesen großen Abflutälern und Schmelzrinnen, so wie die Döberitzer Hochfläche eine ist, siedelten sich, unmittelbar den Schmelzperioden des Eises folgend, die ersten Bewohner des Landes an, und so haben wir auch im Olympischen Dorf selbst eine prähistorische Ansiedlung gefunden, die der Steinzeit angehört. In unmittelbarer Nähe des Olympischen Dorfes, bei Priort und am Rande des Warschau-Berliner Tales, fanden wir die Königgräber und erst in jüngster Zeit auch eine große Halle, die der altgermanischen Bevölkerung der Semnonen, Sueben, zugesprochen werden muß. Hier, wie in anderen Teilen der Mark, der Priegnitz und weit nach Mecklenburg hineinreichend, ist die Schwäbische Urheimat aufgefunden worden. Nur wenige 100 Meter weiter, in Priort, unterhalb des Weinberges, liegt ein

heute aufgelandeter Quellsee, der auf seinem tonigen Grund in wenig mehr als 1 Meter Tiefe außerordentlich zahlreiche Tier-Relikte zeigt: Bär, Elch, Wisent, Auerochse, Hirsch, Reh und all das zahlreiche Wild, das unseren Vorfahren zur Verfügung stand.

Die Eiszeit hat das Altland der Hochflächen weitgehend zerdrückt und verschoben und mit Sanden und Kiesen überdeckt. Von weit her wurden diese Sand-, Kies- und Steinmassen aus dem Skandinavischen Norden herangeführt. So haben wir bei den tiefen Ausschachtungen der oberen Dorfau viele Meter starke Lehmschollen der Grundmoräne, eingebettet in Kiese und Sande, gefunden.

Die vorherrschende Pflanzengemeinschaft ist eine solche der Kiefer, der Birke, der nordischen Pappeln und Weiden und des Heidekrautes. In diesen Altbestand der Pflanzenwelt schoben sich in den wärmeren Zwischenzeiten, die zwischen der Eiszeit und heute liegen, Pontische Pflanzen hinein, das sind Steppenpflanzen, wie sie heute noch am Schwarzen Meer, am Kaukasus und in Klein-Asien vorkommen, und die weitgehend auch Nord-Deutschland zeitweilig besiedelten, wie z. B. die Schlehe (*Prunus spinosa*), zahlreiche Wildrosen, Ginsterarten, viele Gräser und Stauden. Dazu gesellten sich dann andere Laubbäume: Linden, Ahorn, Eiche, Erle, Esche und Buche.

Als der Ort, auf dem das Olympische Dorf entstehen sollte, festgelegt war, waren die Gestalter des Dorfes sich darüber einig, daß der Reiz der ursprünglichen Landschaft unter allen Umständen erhalten bleiben mußte. Es gibt keinen Gestalter, der



Olympisches Dorf: Alter Naturzustand. Ungefähre Blickrichtung über die untere Dorfaue zum Birkenring. Im Hintergrund sichtbar der bis zu 7 m abgetragene Hang des Urstromtales, die jetzige obere Dorfaue

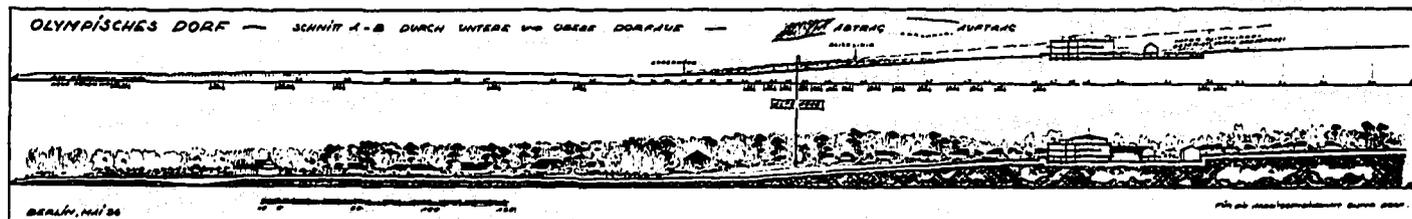


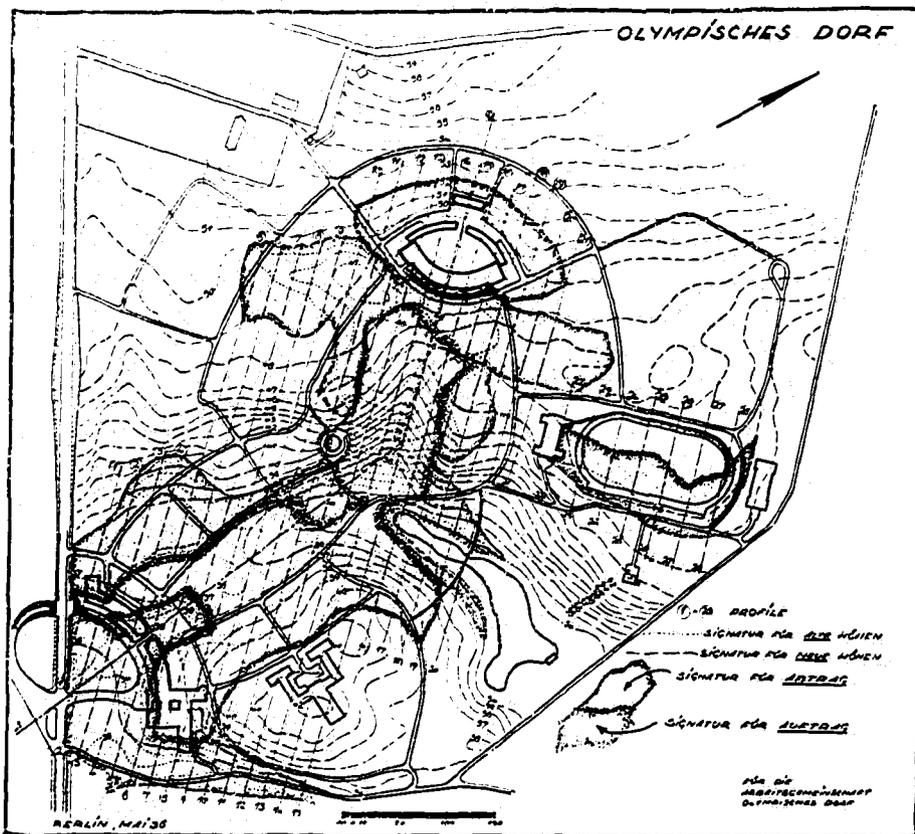
Olympisches Dorf: Alter Naturzustand. Blick vom Hang nördlich des Hindenburghauses auf die jetzige untere Dorfaue

irgend etwas besser machen kann, als der Schöpfer aller Dinge. Die gewachsene Landschaft entstand in viel größeren Räumen und Zeitabschnitten, als der Mensch sie denken und gestalten kann. Sie hat so unendlich geordnete natürliche Voraussetzungen und Ursachen, daß wir nur im tiefen Nachdenken und im Erforschen dieser Dinge den Gestaltungsvorgang uns vorstellen können. Wer tiefer in die geologischen und naturwissenschaftlichen Vorgänge eindringt, dem ist die Landschaft Antlitz und Seele der urewigen Schöpfung, und doch ist auch der Mensch weitgehend ein Gestalter der Landschaft, die er seinen Bedürfnissen entsprechend umformt zu Acker und Wiese, zu Nutzwald und Weideland. Jahrtausendlang war der Mensch ein organisches Glied der Landschaft, und unsere alten Kulturlandschaften der deutschen Stämme haben eine bis in die ferne Steinzeit reichende landschaftliche und seelische Verankerung. Das aber, was wir der Landschaft im letzten Jahrhundert antaten, schlug dieser grauenhafte Wunden. Losgelöst von der jahrtausendalten landschaftlichen Bindung nutzten wir den Boden und die Landschaft egoistisch und zerschlugen damit die Seelen- und Ahnenlandschaften unseres Volkes. Das mag vielen unter uns, besonders in den Großstädten, noch nicht zur Erkenntnis gekommen sein. Wir Menschen aber sind wie die Tiere und Pflanzen den Gesetzen des Lebens mit gleichem triebhaften Drang und Zwang unterworfen. Die Umwelt, das uns Umgebende, hat Einflüsse auf unser Leben, die so starke sind, daß sie den Menschen der Umwelt anpassen. Ist die Umwelt

eine lebensfördernde, so werden wir in langer, schier unendlich scheinender Geschlechterreihe harmonische Glieder derselben. Ist sie lebensungünstig, so zeigen die Menschen — wie die Pflanzen — rasch kümmerwuchs an Leib und Seele und verschwinden gar aus der Schöpfungsreihe. Das ist ein Grundgesetz der Biologie des Menschen. Das Nichterkennen und das Nichtwahrhabenwollen dieses allmächtigen Gesetzes ist der Fluch des letzten Jahrhunderts in allen Industrieländern.

Die Gestalter des Olympischen Dorfes haben sich deshalb der landschaftlichen Bindung untergeordnet. Sie hatten durch die Initiative des Führers und der Wehrmacht eine Aufgabe, die, groß gestellt, groß gelöst werden sollte, trotz des hetzenden Dranges einer außerordentlich kurzen Bauzeit. Die Architekten versuchten von allem Anfang an, die gegebene Ursprungslandschaft als Leitgedanken zu erhalten. Wenn man heute in das Olympische Dorf eintritt, so glaubt man, daß keine oder nur äußerst geringe Veränderungen an der Landschaft vorgenommen worden sind. Dieser Eindruck, der wohl sicherlich der allgemeine sein wird, war der gewollte, der beabsichtigte, der vorausgedachte. Ein Landschaftsgestalter, wenn er wirklich sein Handwerk versteht, kann nicht anders handeln. Alle großen Meisterwerke der Landschaftsgestaltung erscheinen natürlich und sind natürlich, weil das Antlitz der Landschaft, der Geist und die Seele der Landschaft die einzigste Richtschnur für den erfahrenen Land-



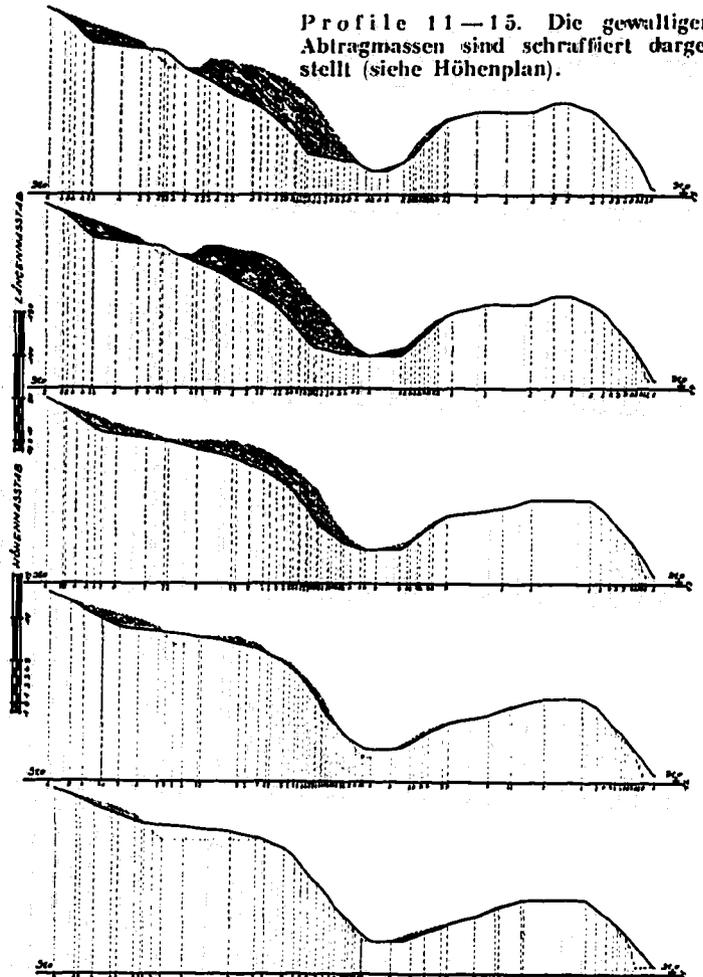


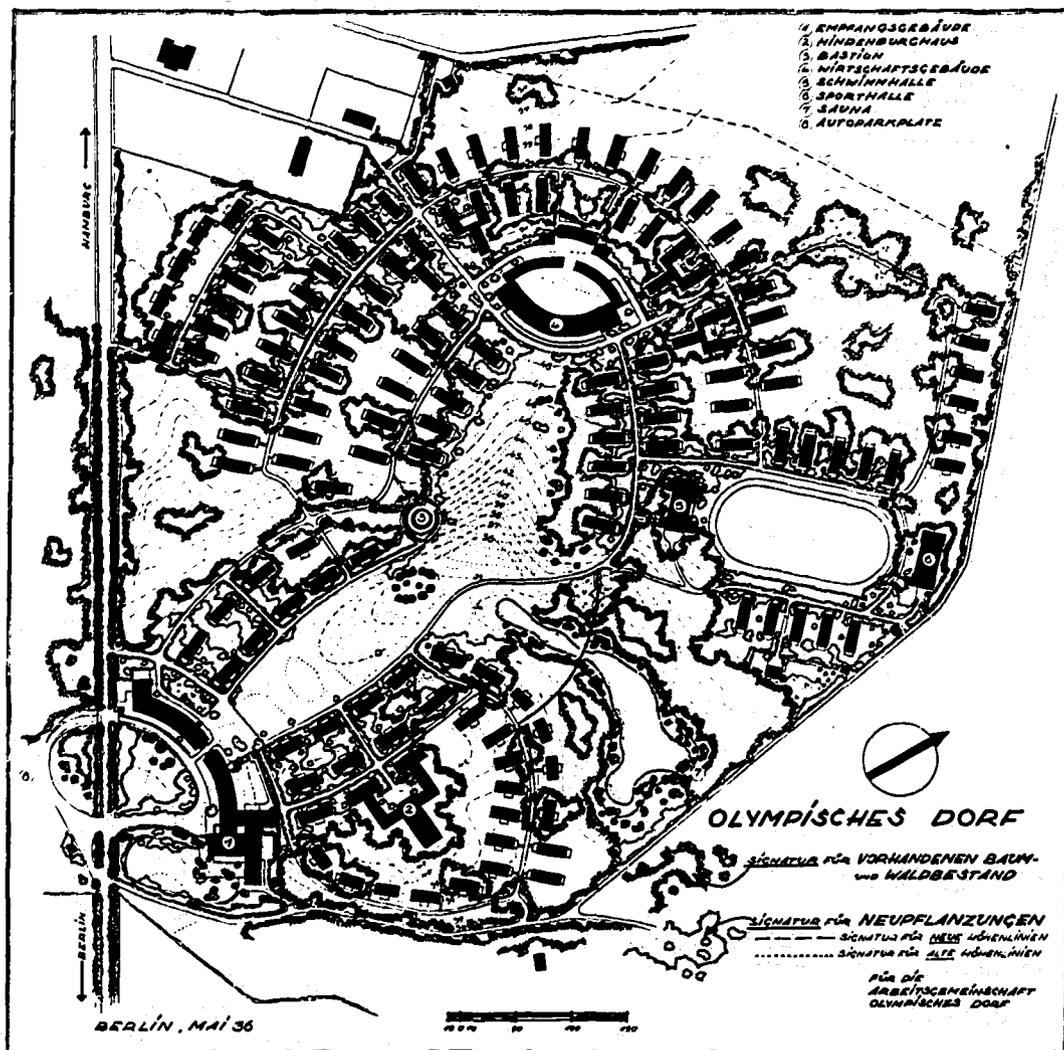
dürfte auch dem Fachmann diese gewaltige Veränderung des Landschaftsbildes nicht in Erscheinung treten. In früheren Jahren lief von der Höhe der Döberitzer Hochfläche ein Bach quer durch das heutige Olympische Dorf in Richtung zur Sauna und mündete in das Warschau-Berliner Urstromtal. Dort, wo heute der See des Olympischen Dorfes sich befindet, fanden wir bei der Ausbaggerung noch Angelgeräte, die vor vier- oder fünftausend Jahren von den vorgeschichtlichen Bewohnern des Dorfes benutzt wurden. Dieser alte Bachlauf, der in jüngeren geologischen Zeiträumen versandet, überschüttet und überdeckt wurde, ist in der Trockenform wieder hergestellt worden und bildet heute die flache Mulde der Dorfau. Bei der gewaltigen Ausdehnung des Olympischen Dorfes mußte der landschaftliche Zusammenhang zwischen den einzelnen Dorfteilen gesucht werden. So entstand quer zum alten Uferhang des Baches eine

schaftsgestalter bilden. Die vielen Gäste unseres Landes, die die Insel Potsdam mit ihren herrlichen Parklandschaften rund um die Potsdamer Seen besuchen werden, werden sicherlich nicht annehmen, daß diese gewaltige Landschaftseinheit bewußt von einem der größten Landschaftsgestalter aller Zeiten erdacht und gestaltet worden ist, von Peter Josef Lenné. Sie werden glauben, daß eine der schönsten Laublandschaften, die man sich in Norddeutschland vorstellen kann, hier zufällig entstanden sei. So meisterlich hat der verstorbene Kollege Lenné sich eingefühlt in die gegebene Ursprungslandschaft.

Es war klar, daß bei der landschaftlichen und gärtnerischen Ausgestaltung des Olympischen Dorfes in so unmittelbarer Nachbarschaft der Potsdamer Leistung Lennés eine hehre Verpflichtung vorlag. Trotzdem sind im Olympischen Dorf etwa 120 000 cbm Erdmassen bewegt worden, um den Eindruck einer gewachsenen harmonischen Landschaft erzielen zu können. 120 000 cbm Erdmassen bilden einen ungeheuren Würfel von 100 Meter Länge, 100 Meter Breite und 12 Meter Höhe. Diese gewaltige Erdmasse mußte bewegt werden, um einen inneren Zusammenhang und Zusammenklang zwischen den beiden Dorfauen und zwischen den Häuserringen zu schaffen. Wenn heute alle Straßen und alle Häuser des Dorfes so liegen, als ob sie im gewachsenen Boden stehen, so ist das eine schöpferische Leistung, die nur derjenige erkennen kann, der die alten Höhenlinien mit den neuen Höhenlinien vergleicht und begreifen kann (siehe Plan). In Wirklichkeit sind viele Häuser und Straßen bis zu 2½ Meter aufgehöhht, andere Häuser und Straßen sind bis zur gleichen Höhe abgesenkt worden. Dennoch

Profile 11—15. Die gewaltigen Abtragsmassen sind schraffiert dargestellt (siehe Höhenplan).





zweite flache Wiesenmulde, die sich von der Höhe des Gaststättengebäudes herunterzieht bis zum neuen Teich. Diese Mulde könnte durchaus geologischen Ursprungs sein, und zweifellos wird der Besucher des Dorfes dieses Quertal als ein natürliches empfinden, obwohl hier der alte Uferhang um über 7 Meter abgesenkt wurde. Nur dadurch konnte ein innerer, geologisch-landschaftlich gelöster Zusammenhang zwischen den beiden Auen gefunden werden. Das ursprüngliche Gelände wies keine Sichtverbindung von der unteren Dorfaue zum Gaststättengebäude auf, weil der hoch übersandete Uferhang den Blick überschnitt. (S. S. 151.) Gleichfalls bestand vor wenig mehr als Jahresfrist noch keine Blickverbindung vom Eingangsgebäude zum Birkenrund, weil eine Sandeinschwemmung von über 2,50 Meter Höhe mit Baumbestand dazwischenlag.

In ähnlicher einfacher Weise wurden auch alle anderen landschaftlichen und gärtnerischen Fragen in gleicher Unterordnung unter die Gesetze der Landschaft, des Bodens und der gegebenen Pflanzengemeinschaften der Lösung entgegengeführt. Viele tausend junge und alte Bäume, darunter solche bis zu einem Lebensalter von 160 Jahren, wurden verpflanzt: Birken, Eichen, Buchen und Pappeln. Das Verpflanzen dieser großen Bäume stellt unter der Nutzenanwendung neuester naturwissen-

schaftlicher Erkenntnisse eine Spitzenleistung der Gärtner dar. Mindestens in diesem Umfange sind noch niemals solch große Verpflanzungen mit fast 100prozentigem Erfolg durchgeführt worden. Gewiß sind hier und dort, vor allem in Deutschland, England und Amerika, einzelne größere Bäume verpflanzt worden mit zum Teil außerordentlich großem Geldaufwand. Hier aber wurden alte Standbäume verpflanzt, Bäume, die niemals in einer Baumschule gestanden hatten, und die ohne jede langjährige Wurzelvorbereitung aus dem Walde, der Heide oder aus dem Moore entnommen werden mußten. Wir mußten aus diesem Grunde selbst die größten Bäume wie zarte Stecklinge im Vermehrungsbeet behandeln. Wir mußten sie senkrecht und außerordentlich behutsam transportieren, ohne die Wurzeln, die der Baum behielt, zu beschädigen, ohne die Stämme anzufassen und ohne irgendwelche anderen Eingriffe in die hochkomplizierte Biologie des Lebewesens. Lediglich ein Teil der Wurzeln mußte aus Transport- und Kostengründen fortgenommen werden. Die zusätzliche Wasser- und Ernährungsmenge mußte sorgfältig errechnet und mit größtem Vorbedacht gegeben werden. Bis zu 15 Meter hohe Sonnensegel schützten die verpflanzten Bäume gegen Sonnenbestrahlung, und mit besonderem Vorbedacht nur konnten die Bäume künstlich beregnet werden, in



Olympisches Dorf: Blick über die untere Dorfau zum Eingang. Mittelbild: Die Bastion, im Vordergrund der Birkenring, im Hintergrund das Wirtschaftsgebäude

stetiger Anpassung der Wassertemperatur an die Lufttemperatur. Nirgends wurde formal gestaltet, nur die Nutzfläche des Sportplatzes weist eine geometrische Form auf, und mit äußerster Sorgfalt wurden die großen Ginster- und Heideflächen eingehürdet und vor dem Betreten und somit vor ihrer Vernichtung geschützt. Mit Sorgfalt wurden die gegebenen Bodenverhältnisse beachtet und nur insoweit mit natürlichen Mitteln verbessert, um nutzbare Wiesenflächen zu erhalten. Die bodenbiologischen Voraussetzungen der Gestaltung sind so komplizierte, daß sie in einem kurzen Schriftsatz nicht niedergelegt werden können. Soviel aber sei gesagt, daß der offensichtliche Erfolg, aus ödster Sandsteppe saftige grüne Rasenflächen zu erzielen, ein durchaus wirtschaftlicher war und nicht hergestellt wurde durch die Aufbringung von unendlichen Mengen neuen Mutterbodens. Lediglich die außerordentlich dünne humose Oberschicht des Bodens wurde mit Bodenbakterien angereichert. Hunderte von spargelbeetartigen Bakterienbrutbeeten wurden angesetzt und mit Nährstoffen angereichert. Diese Brutbeete und Bruthaufen wurden auf die neuen Höhen getragen, so daß praktisch nichts anderes erfolgte, als Inzrierungen des Bodens mit neuen Bakterienkulturen. Dadurch wurde ein neuer Mutterboden erreicht, der eine außerordentlich starke Bakterientätigkeit zeigt, und der besät wurde mit standortgerechten Gräsern, die sorgfältigst ausgesucht und die, wie es der Augenschein lehrt, außerordentlich wüchsig und freudig weiterwachsen. Nur das Einfache ist gut, aber auch nur das Einfache ist von bleibender Schönheit. Das trifft für die Landschaftsgestaltung ebenso zu wie für andere Künste. Mit gutem Recht kann man in bezug auf das Olympische Dorf sagen, daß es „geschaffen“ wurde, daß seine landschaftlich-geologische Erscheinung eine Schöpfung darstellt.

Olympisches Dorf: Blick über die obere Dorfau. Im Hintergrund Wohnhäuser.

KLASSISCHES BAUEN AUF DEM REICHSSPORTFELD KLASSISCHES LANDSCHAFTEN IM OLYMPISCHEN DORF EINE BETRACHTUNG VON GARTENGESTALTER MICHAEL MAPPES

„Klassisch“ besagt soviel wie harmonisch, in sich vollendet. In einem erweiterten Sinne schließt der Begriff den der Architektur des Altertums, insbesondere das Bauen der Griechen in sich ein. Griechische Architektur ist daher gleichbedeutend mit Harmonie, mit Vollendung. Es ist deshalb kein Zufall, daß für die Errichtung von Monumentalbauten und ganz besonders für solche, wie sie ein modernes Olympia erfordert, die Formen und Proportionen der Antike immer wieder Anwendung finden. Es ist kein launisches Zurückgreifen, wenn das Reichssportfeld nicht nur im Sport-, sondern auch im Baugedanken als ein Werk erstellt wurde, das in seiner formschönen Wucht, edlen Strenge und vollendeten Ruhe den wahren Geist Hellas verkörpert.

Es ist überflüssig, sich über die „klassische“ Bauform weiter zu verbreitern, es ist aber nicht überflüssig, sich einmal die Frage nach der „klassischen“ Gartenform vorzulegen.

Jahrhundert um Jahrhundert hinterließen uns die Ägypter, die Römer, die Mauren, die Italiener und die Franzosen den Garten auf architektonischer Grundlage, nämlich Symmetrie und Proportion.

Aber warum wissen wir eigentlich von der Grüngestaltung der Griechen so wenig? Wir haben Grundrisse, Perspektiven, Beschreibungen von ägyptischen Gartenanlagen in großer Zahl, von römischen nicht viel weniger, von griechischen aber so gut wie nichts. Es kann daher für die letzteren eine grundsätzlich andere Art wie die übrigen geometrischen und architektonischen Stile der genannten Kulturvölker als durchaus möglich angenommen werden. Von ihrem unübertrefflichen Kunstsinn geleitet, dürften die Griechen schon früh empfunden haben, daß, im Gegensatz zu der absoluten Symmetrie und Proportionalität ihrer Bauwerke, eine zwang- und regellose Gestaltung und ein freier natürlicher Pflanzenrhythmus den unbedingt erforderlichen Ausgleich im Gärtnerischen schafft. Die öfter in Kunstgeschichtsbüchern anzutreffende Behauptung, daß die Hellenen eine eigentliche Gartenkunst nie besessen, bedeutet daher wohl nur, daß die Geschichtsforschung keine Spuren von ihr entdeckte, während ihnen die gebauten Anlagen der Ägypter und Römer Mauerreste genug hinterließen, um sich von ihnen das rechte Bild zu machen. Offensichtlich hatten die Griechen das Ideal im Gartengestalterischen im Natürlichen (oder wie Willy Lange dieses viel- und nichtsagende Wort so treffend ersetzt), im Natürlichen erstrebt und auch gefunden. Dem ausgeprägten Feingefühl griechischer Künstler entspräche es ganz und gar, wenn sie den Garten nach einem anderen Gesetz als dem ihrer konstruktiv-strengen Architektur gestaltet und den lebenden Werkstoff wie einen lebenden und nicht wie einen toten verwandt hätten.

Haben doch auch die alten Germanen aus noch früheren Zeiten ein durchaus auf der hohen Wertschätzung

natürlicher Schönheit beruhendes Landschaftskulturgut hinterlassen (siehe die Bilder deutscher Ahnenlandschaften von Prof. Wiepking-Jürgensmann), daß es bei den neuerdings entdeckten Kulturberührungspunkten der Hellenen mit den Germanen nicht weiter verwundern könnte, wenn eine nicht minder große Wertschätzung natürlicher Schönheit im Garten und in der Landschaft auch bei den Griechen sich weitgehendst erweisen würde. Die religiöse Verehrung des Einzelbaumes sowie des Haines hatten die Hellenen mit den Germanen ohnedies gemeinsam.

Wie dem auch sei. Wir können im Lande der klassischen Künste die Gartenkunst in einer klassischen Form, und das wäre demnach in einer mit unserem nordischen Gartenideal übereinstimmenden Natürlichkeit, nur vermuten; in der Geschichte verankert ist sie in letzter Konsequenz jedoch noch nicht. Selbst an den großen Werken der Landschaftskunst um 1800 finden wir immer noch manche Verirrung und manche Voreingenommenheit, so daß von höchster Vollendung hier noch nicht gesprochen werden kann. Sollte es nun aber ein Verdienst der Jetztzeit werden, den harmonischen, in sich vollendeten Garten endgültig herauszustellen? Wenn man das Landschaften Prof. Wiepking im Olympischen Dorf auf sich einwirken läßt, so haben wir hierfür ohne Zweifel alle Anzeichen beisammen. Man muß zwar schon über Wiepking's umfassende Ahnenlandschaftsstudien und Wiedergaben urchümlicher Gartengestaltung die manierten Effekthaschereien im Hausgärtnerischen etwas vergessen, um die im Olympischen Dorf zur Durchführung oder nicht zur Durchführung gekommene Schlichtförmigkeit in ihrer ganzen Größe zu erfassen. Und dennoch, wenn dieses gärtnerische Werk von Döberitz die heutige Berufsgeneration nicht bis ins Innerste erschüttert, dann hegen wir die Hoffnung, daß auch unserer Zeit endlich ein großer, vor der Geschichte bestehender Stil zu eigen wird, vorerst noch vergeblich. Wie ein großer Baukünstler auf dem Reichssportfeld, ausgehend von den uralten Bauformen der Symmetrie und Proportion in neuer und nie erlebter Monumentalität deutsche Architektur geschaffen hat, so hat im Olympischen Dorf ein großer Gartengestalter, ausgehend von der noch weit älteren Rhythmik und Physiognomie der märkischen Landschaft, in nicht minder neuer und nie erlebter Monumentalität deutsche Gartengestaltung geschaffen. Was der federführende Architekt, Regierungsbaumeister a. D. Werner March, und seine Mitarbeiter, Gartengestalter Prof. Wiepking-Jürgensmann, Architekt Dr. h. c. Steinmetz † und Architekt Walter March, mit ihren Werken, Reichssportfeld und Olympisches Dorf, in nicht leicht zu übertreffender Einfall und Monumentalität erstell-

ten, ist nur mit einer Bezeichnung zu charakterisieren, nämlich mit der Bezeichnung „klassisch“.

Aber nicht nur die Gesamtidee, die Gesamtdispositionen zu diesen Werken verdienen unsere allergrößte Beachtung; auch die Einzelheiten, und vor allem die grügestalterischen Details des Olympischen Dorfes müssen bei den Gartengestaltern uneingeschränkte Bewunderung erregen. (An dieser Stelle sei auch des Chefs des Wiepking'schen Büros für Gartengestaltung, Gartengestalter Emil Lemke, gedacht, der mit der Durcharbeitung der gärtnerischen Pläne sowie den Ausschreibungen der grügestalterischen Arbeiten im Olympischen Dorf und auf dem Reichssportfeld Außerordentliches geleistet hat.) Was sind, angesichts dieser natürlichen Linienführung der Gelände, der Freiflächen, der Pflanzflächen, jene anderen, so lange vergötterten gärtnerischen Gestaltungsmittel der Formalität. „Achsisaler“ Aufbau. „Spiegelglatter“ Rasenteppich. „Einheitliche“ Massenwirkung. „Peinlichsaubere“ Ordnung. „Streng-gehaltene“ Raumwirkung. „Sachlich-gerade“ Wegführung. „Blumistischer“ Farbeffekt, was ist das alles gegen den simplen und selbstverständlichen Rhythmus, der aus den hier wiedergegebenen Bildern des Olympischen Dorfes zu uns spricht. Wer noch Zweifel darüber hat, daß nur das Einfache das wahrhaft Schöne ist, der möge sich an diesen Bildern hiervon überzeugen, der möge endlich dabei den Scheideweg finden, der weit ab von vergänglichem Gekünstel allein zu der bleibenden Kunst deutscher Gartengestaltung führt.

Die Jetztzeit hat kaum ein besseres Beispiel zu bieten, wie man die letzten Reste eines verkrampften Formalismus endgültig überwindet, und wo man sich von jenen, für das Schaffen des Baulichen so wohl berechtigten Gesetzen der Symmetrie und Proportion abtrennt; weil wir im Gärtnerischen den Gesetzen unserer Hauptwerkstoffe, Pflanzen und Erde, zu entsprechen und damit gegenteilige Wege einzuschlagen haben. Abgesehen von dieser vorbildlichen Haltung in bezug auf das Gartengestalterische, hat das „Dorf des

Friedens“ noch eine überragende Bedeutung als Wohn- oder Gartenstadt. Kaum wurden Wohnhäuser idealer plaziert und vorhandenen Geländeunterschieden besser angepaßt, kaum Straßen und Wege idealer geführt und Bewuchs sorgfältiger berücksichtigt. Keine starren Häuserfluchten und Häuserabstände, keine starren Verkehrslinien, keine strengen Pflanzungen und Freiflächen; überall das feinfühlig Eingehen auf den verborgenen Formwillen der Allmutter Natur.

Ausgehend von dem vorhandenen Grundstock einer Birken- und Kieferngesellschaft, wurden physiognomisch ergänzende boden- und heimatgerechte Pflanzenkinder verwendet. Köstlich hierzu die natürliche Form des Teiches mit dem in uralter Blockhausmanier errichteten Badehaus (Sauna), ferner die handwerklich gestaltete, jede „Kunstform“ weit hinter sich lassende Holzbrücke und die rustikale Bastion mit der Strohhütte (siehe Bilder). Malerisch die roten Ziegeldächer zu dem lichten Rasen- und Birkengrün und dieses wieder zu dem düsteren Ton der Kiefern. Bescheiden in der Untermauerung der Gesamtbilder, außer Ginster und Wacholder, Eriken und Wildrosen, noch einige weitere standortsbedingte Feld- und Waldsträucher sowie da und dort auch Sonnen- und Schattenstauden.

Und so ist alles harmonisch, in sich vollendet und daher wahrhaft klassisch im Olympischen Dorf.

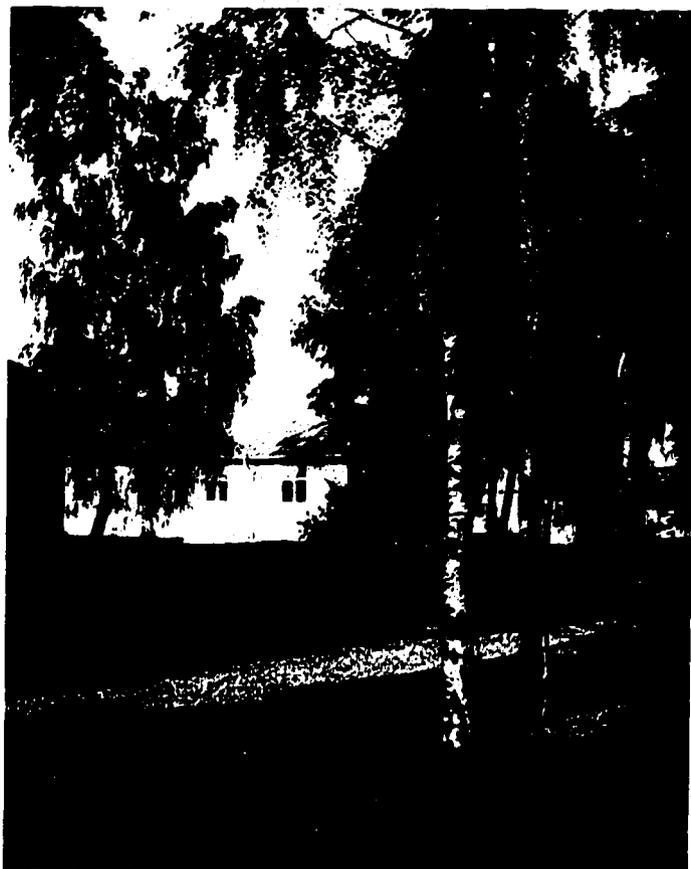
Die Schöpfer der Olympischen Anlagen schufen nicht nur im Geiste Olympias, sie schufen auch im Geiste des neuen Deutschlands, um so allen, von aller Herren Länder herbeigeströmten Olympioniken von unserem ureigenen Wollen und Können Zeugnis abzulegen. Gerade die Olympischen Werke müssen unseren Gästen kund und zu wissen geben von jenem schöpferischen Geist, der einstmals, ehe unsere großen Jahrhunderte noch nicht welsche Ueberfremdung trübte, in der hohen Kunst so großes hervorgebracht und der heute, im Dritten Reiche, in der Tat gewillt ist, noch weit größeres hervorzubringen.

Olympisches Dorf: Die Brücke über den Waldsee.



Olympisches Dorf: Blick in einen Wohnhof.





Olympisches Dorf

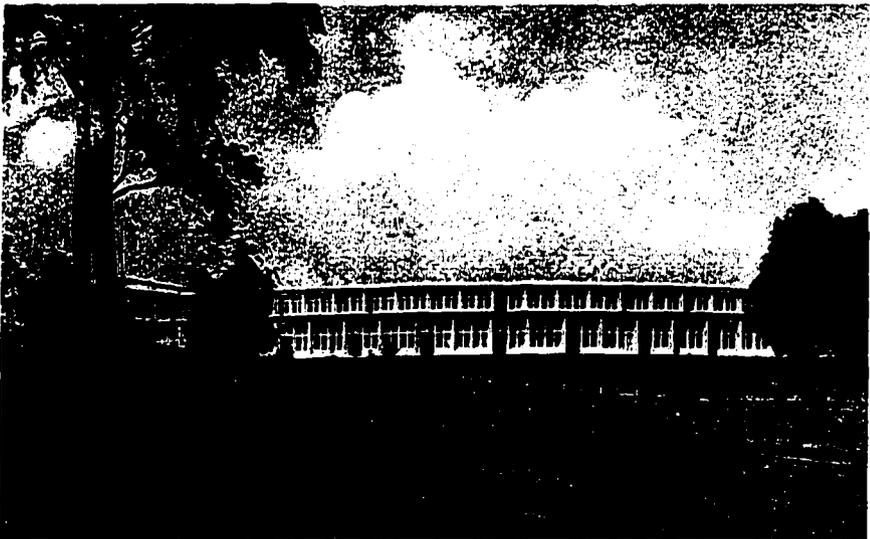
DIE GÄRTNERISCHEN LEISTUNGEN AUF DEM REICHSSPORTFELD VON GARTENGESTALTER WIEPKING-JÜRGENSMANN PROFESSOR UND DIREKTOR DES INSTITUTS FÜR GARTENGESTALTUNG AN DER UNIVERSITÄT BERLIN

Die gärtnerischen Arbeiten des Reichssportfeldes sind Spitzenleistungen deutscher Gärtnerei und deutscher Naturwissenschaft. Die alte Grunewaldrennbahn, die zum Erhalt des Olympischen Feldes abgebrochen werden mußte, wurde erbaut von dem Vater des Erbauers des Reichssportfeldes, Herrn Geheimrat March, in Verbindung mit dem ehemaligen Gartendirektor der Stadt Berlin, Brodersen. Werner March, der Erbauer der neuen olympischen Sportanlagen, zog mich als Mitarbeiter für die gartengestalterischen Arbeiten hinzu, und das Reich beauftragte mich seinerseits mit der Oberleitung aller gärtnerischen und naturwissenschaftlichen Arbeiten. Die Ausführungen leitete das Reichsneubauamt Stadion unter der Leitung des Gartentechnikers M i l k e r t und des Diplomgärtners Z w i a u e r. Die gärtnerischen Arbeiten sind sämtlich durch Unternehmer ausgeführt und erfolgten in möglichst kleinsten Positionen, so daß etwa 20 Unternehmer sich die große Aufgabe teilen konnten. Die gärtnerischen Arbeiten waren dadurch außerordentlich erschwert,

1. daß die geologische und bodenkundliche Grundlage außerordentlich ungünstig war. Das Gelände

des Reichssportfeldes ist geologisch ein Quetschgebiet, eine sogenannte Kameslandschaft, und liegt eingeklemmt zwischen dem Warschau-Berliner Urstromtal und den Rinnenseen, die heute die Havel ausfüllen. Das Reichssportfeld ist eine der höchsten Erhebungen über dem Urstromtal und hat einen außerordentlich tiefen Grundwasserstand von 25 bis 40 Meter Tiefe. Der Boden ist ausgewachsener weißer eiszeitlicher Schiebesand, der kein Wasser hält, und der nicht annähernd ausreicht, um die riesenhaften Pflanzungen zu ernähren;

2. daß die gärtnerischen Arbeiten ausgeführt werden mußten zu völlig anormalen Zeitpunkten. Der Termin für die Eröffnung der Olympischen Spiele lag unwiderruflich fest. Da aber alles versucht werden sollte, um zu den Olympischen Spielen bereits vollentwickelte Pflanzungen zu zeigen, die die gewaltigen Bauwerke einfaßten, umrahmten und ergänzten, so wurde erstmalig in der Geschichte der internationalen Gärtnerei versucht, diese Pflanzungen unabhängig von der Jahreszeit



Olympisches Dorf: Der Waldsee mit dem finnischen Dampfbad, der Sauna
Mittelbild: Der Hang vor dem Wirtschaftsgebäude

und damit unabhängig von der Biologie und der Physiologie der Pflanzen vorzunehmen.

Dieser erstmalige Versuch ist hundertprozentig gelungen. Dieser Versuch ist aber keine Zauberei des Gärtners, sondern die Nutzenanwendung gründlichster deutscher Forscherarbeit. Wir wissen heute, daß kein Pflanzenleben möglich ist ohne die Tätigkeit der Boden- und der Wurzelbakterien. Wir wissen ferner, daß die Wurzelbakterien licht- und trockenheitsempfindlich sind. Aus dieser Tatsache heraus wurde nun erstmalig, nachdem ein vorläufiger Versuch kleineren Formats bereits hundertprozentigen Erfolg hatte, die Pflanzung, soweit es notwendig war, auch in den Sommermonaten bei vollentwickelten Pflanzen, also in den Monaten Mai, Juni, Juli, August, September vorgenommen. So sind etwa 40 000 Hainbuchen, Birken, Lärchen und andere höchst empfindliche Pflanzen im Sommer gepflanzt worden, und, wie der Erfolg zeigt, ist nicht eine einzige Pflanze eingegangen. Das Pflanzenmaterial selbst lieferten die deutschen Baumschulen, und auch diese unterwarfen sich dem Olympischen Kampfgeist und stellten ein Pflanzenmaterial zur Verfügung, wie es in dieser Anzahl und Güte wohl kaum ein anderes Land der Erde hätte tun können.

Noch eine andere wissenschaftliche Erkenntnis wurde mit größtem Erfolge zur Anwendung gebracht. Als der große deutsche Chemiker Justus Liebig erkannte, daß Kali, Phosphor und Stickstoff lebensnotwendig seien für die Erhaltung aller Pflanzen, da setzte sich eine gewaltige Kunstdüngemittel-Industrie in Bewegung, die zunächst jahrzehntelang ausschließlich Kali, Phosphor und Stickstoff fabrizierte und damit den Ertrag der deutschen Landwirtschaft und der deutschen Gärtnerei gewaltig steigerte. Zunächst erkannte man nicht, daß diese Zugabe-

Olympisches Dorf: Blick vom Waldsee zum Olympischen Flaggenmast



Olympisches Dorf: Das Bild zeigt den Verpflanzvorgang einer großen Eiche. Die Bäume wurden unter sorgfältigster Schonung des Ballens allseitig gelöst und verpackt



Olympisches Dorf: Blick über die obere Dorfau nach dem Wirtschaftsgebäude. Die weiße Linie gibt das alte Bodenprofil an, das das Wirtschaftsgebäude vollständig verdeckt hätte



Olympisches Dorf: Das Bild zeigt den Verpflanzvorgang einer großen Eiche. Die Bäume wurden mittels besonders konstruierter Verpflanzrollen und Raupenschleppern an den neuen Standort gebracht

dünger nicht ausreichend sind für die Ernährung der Pflanzen. Um die Jahrhundertwende wußten wir, daß 9 chemische Elemente lebensnotwendig für die Ernährung der Pflanzen sind, und heute können wir durch die unendlich verbesserten Meßmethoden bereits feststellen, daß 19 chemische Elemente lebensnotwendig sind, darunter außerordentlich seltene Elemente wie Vanadin, Mangan, Bor usw. Wir wissen aber, daß in der Asche aller Pflanzen bereits 32 chemische Elemente nachgewiesen werden, und es ist deshalb zu vermuten, daß, wenn in den Aschen 32 chemische Elemente vorhanden sind, sie auch lebensnotwendig sein müssen zur Ernährung der Pflanzen. Aus diesen Gründen ist nun im Reichssportfeld grundsätzlich das Vererdungsprodukt der Pflanzen, also somit ihre Aschen, zur Anwendung gebracht. Nirgends auf dem Gelände des Reichssportfeldes ist Kunstdünger in der Salzform angewendet worden. Fast ausschließlich ist lediglich das Vererdungsprodukt in Gestalt von Torfstreu, Torfmull, völlig verrottem Dünger, Laubkompost und Grünkompost zu Anwendung gebracht. Auf die weißen Sande wurde je nach der Wurzelbeanspruchung für Rasen, Stauden, kleine und große Sträucher, flach- und tiefwurzelnde Bäume eine in sich homogene neue Bodenschicht aufgebracht, angereichert, wenn auch nur in Reizdosen, mit all den chemischen Elementen, die in den Pflanzenaschen vorkommen. Nur ganz wenige Pflanzenarten, die besonders kali- oder stickstoffliebend sind, haben zusätzlich in aufgelöster flüssiger Form und in geringsten Dosen Kali bzw. Stickstoff für die ersten Jahre erhalten, um sich an den neuen Standort gewöhnen zu können.

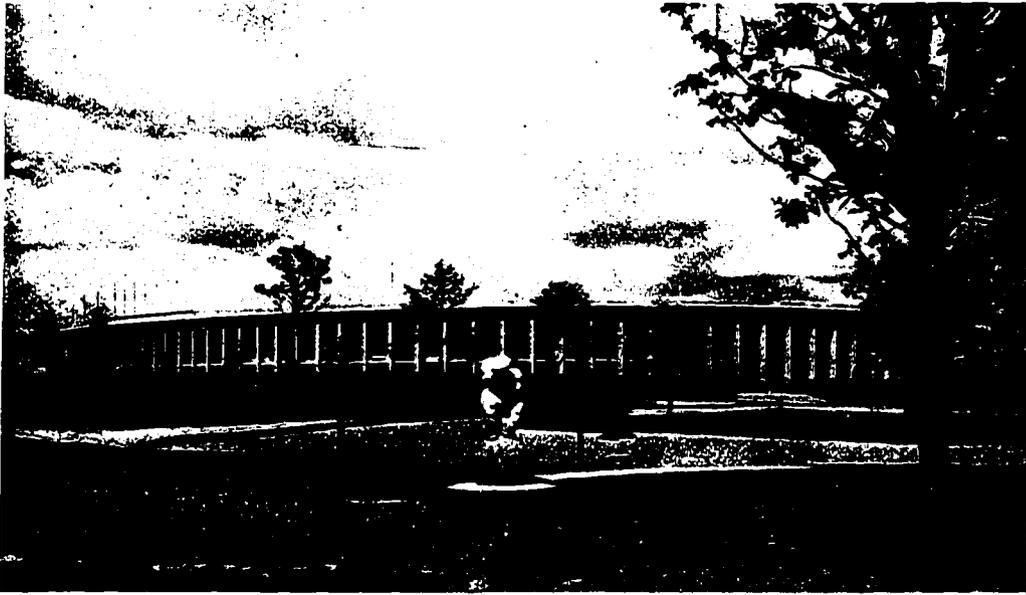
Die Empfindlichkeit der Wurzelbakterien gegen Licht und Trockenheit wurde völlig ausgeschaltet dadurch, daß diejenigen Pflanzen, die im Sommer gepflanzt werden mußten, in der Nacht gepflanzt wurden mit feuchtem Erdballen. Diese erstmalige Ausführung erregte zunächst, selbst bei ältesten Fachleuten, Kopfschütteln und Verwunderung, ja sogar Proteste. Aber schon nach wenigen Tagen war die Pflanzung gesichert, und, wie der Augenschein beweist, ist eine neue Erkenntnis durch einen großzügigen Versuch Allgemeingut der internationalen Gärtnerei geworden. Schon heute beschäftigen sich in- und ausländische Naturwissenschaftler mit diesem großen gelungenen Versuch, und einen besonders bemerkenswerten Beitrag gab ein französischer Naturwissenschaftler, der durch Mikro-Messungen feststellen konnte, daß das Wachstum der Pflanzen hauptsächlich nur während der Nacht stattfindet. Von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang wächst die Pflanze 90%, von 12 Uhr mittags bis 18 Uhr nachmittags wächst die Pflanze überhaupt nicht, und die übrigen 10% wächst



Verpflanzung großer ca. 25—30 Jahre alter Linden mit Wurzelballen



Die fertiggepflanzte Lindenallee auf dem Reichssportfeld



Reichssportfeld: Olympisches Reichs-Stadion

die Pflanze in der Zeit von 18 Uhr bis Sonnenuntergang bzw. von Sonnenaufgang bis 12 Uhr mittags. Es ist erstaunlich, daß diese Tatsache nicht früher erkannt wurde, und wiederum haben wir die Bestätigung des alten Bauernwortes, daß nach einem Regen „über Nacht alles grün ist“.

Diese gärtnerische Großtat ist ein wundervoller Beweis für die Zusammengehörigkeit von Wissenschaft und Handwerk.

Auf der riesigen Fläche des Reichssportfeldes stand früher weder Strauch noch Baum; nur an den Rändern der alten Geläufe und am alten Hauptrestaurant standen solche. Das, was heute innerhalb der Fläche steht an Sträuchern und Bäumen, ist bis auf wenige große Kiefern gepflanzt worden. Selbst die riesenhafte Pappel von weit über 20 m Höhe wurden gepflanzt, alte Eichen von 60 bis 70 Jahren, Kastanien, Linden, selbst große Birken wurden gepflanzt, und noch in den letzten glühend heißen Tagen wurden hinter dem Sportforum ausgewachsene Birken gepflanzt, die unter Beachtung der obigen naturwissenschaftlichen Gesetze sämtlich gewachsen sind.

Die nördlich und südlich des Maifeldes stehenden Lindenalleen sind gleichfalls erst in diesem Frühling gepflanzt worden. Sie stammen aus dem Besitz der Stadt Berlin vom Rieselgut Hobrechtsfelde (s. Bild S. 151). Die gärtnerischen Anlagen des Reichssportfeldes dienen zum überaus großen Teil dem Nutzzweck. Die

Fläche des Reichssportfeldes ist sehr stark belastet, weil es auf knappstem Raum die größtmögliche Flächenausnutzung für Sportzwecke verlangte. Dadurch konnten größere landschaftliche Gestaltungen keinen Platz finden, und die gartengestalterische Einbettung der großen gewaltigen Bauten mußte daher auf engstem Raume erfolgen. Eine Ausnahme bildet nur die Freilichtbühne, wo aber auch nur ein knapper Umrandungsraum für die landschaftliche Ausgestaltung zur Verfügung stand. Hier in der Freilichtbühne mußte dem lieben Gott ins Handwerk gepfuscht werden, um die

Waldreste so zu ergänzen, daß der große Theaterraum „als im Walde liegend“ in Erscheinung treten konnte. Im Turniergarten war eine etwas reichere gartengestalterische Möglichkeit, wenn auch hier wieder der Raum zur Entfaltung äußerst knapp war, zumal Teile der ursprünglichen Gestaltung erhalten bleiben sollten.

Zum Schluß ist noch zu bemerken, daß später das alte landschaftliche Grunewaldbild wieder hergestellt werden soll. Heute ist es noch unmöglich, mit vernünftigen Kosten ausgewachsene hohe Kiefern zu pflanzen. Aber es ist bereits Vorsorge getroffen, daß nach einigen Jahrzehnten das Bild erreicht sein wird, weil überall in den Gebirgskiefern am Rande des Urstromtales hochgewachsene Kiefern zwischengesetzt worden sind, die in Verbindung mit Birken und Ebereschen heranwachsen und ein Landschaftsbild geben werden, das der Märkischen Heide entspricht.



Reichssportfeld: Dietrich-Eckart-Freilichtbühne (Man vergleiche Bild 3, Seite 134)

DIE GÖTTLICHE PROPORZION ÜBER DAS WARUM DER HARMONIE IN DER KLASSISCHEN ARCHITEKTUR

VON GARTENGESTALTER MICHAEL MAPPES

Wer ein rechter Gartengestalter werden will, der hat beizeiten eine Neigung zur Architektur. Gewiß haben auch die meisten Berufskameraden eine Reihe von Stil- und Baugeschichtsbücher in ihrem Werdegang verschlungen. Deswegen liegt es mir auch fern, nach Art jener oft schwülstigen Werke über die Architektur zu philosophieren, noch ferner, durch rein kopiemäßige, an der Oberfläche haftende Beschreibungen und Darstellungen zu langweilen.

Selbst ein Vitruvius, als größter Architekturschreiber des Altertums und gewiß auch als genialer Baumeister dazu, klebt in seinen 10 Büchern zumeist nur am Handwerklichen, indem er Dinge anschneidet, etwa wie Mauern, Tore, Straßen und Plätze angelegt wie Grundrisse aller möglicher Bauwerke gestaltet; oder wie die Breite zur Höhe eines Gebäudes, einer Tür, eines Fensters, einer Säule usf. sich zueinander zu verhalten haben, um harmonisch zueinander zu wirken. Wenn auch dabei Vitruv ein wenig tiefer als jene Schönschreiber im Wesen der klassischen Architektur schürft, so bringt er dennoch über das „Warum“ ihrer Harmonie so gut wie nichts. Wenn man immer wieder lesen muß, die Griechen waren Meister der Proportion, der guten Verhältnisse, ihre Tempel ein Höchstmaß an Vollendung, so will man schließlich auch wissen, welche Wege sie einschlugen, um so totsicher zu diesem Ideal zu kommen. Vage Andeutungen über die Anwendung des Goldenen Schnittes, über gewisse festgelegte Verhältniszahlen oder gar über die Ableitung guter Verhältnisse von der Gliederung des

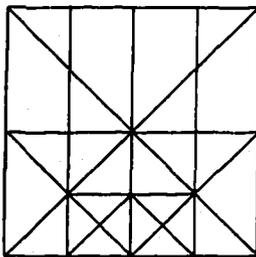
menschlichen Körpers besagen wenig und reizen höchstens zu eigenen Untersuchungen.

Nicht nur Vitruv, auch jene geheimnisvolle, mittelalterliche „Bauhütte“ fand es durchaus am Platze, über ihre sicherlich sehr praktische und einfache Methode zu guten Verhältnissen zu kommen, sich in Schweigen zu hüllen. Oder kommt vielleicht der folgenden Aeußerung „Die theoretischen Baukenntnisse bestehen in dem geistigen Vermögen, die technisch entworfenen Objekte nach individuellem, künstlerischem Gefühl nebst ästhetischer Berechnung auszugestalten und deren stilistische Bedeutung künstlerisch zu erläutern“ (Vitruv), etwa die Bedeutung eines in die Praxis umzusetzenden Wissens zu? Mit solchen, bis auf den heutigen Tag unendlich variierten Geistesblitzen ist zunächst noch gar nichts anzufangen. Daß es aber eine von Wenigen auf Wenige übertragene Proportionspraxis gegeben haben muß, läßt sich an den Bauten vom frühen Altertum an, durch das ganze Mittelalter hindurch, bis in den noch nicht verwirrten Zeitabschnitt des Barocks verfolgen.

Auf jeden Fall griff ich mir zunächst einmal das Schulbeispiel für die vollendete Symmetrie und Harmonie, den griechischen Tempel und infolge seiner schlichten Größe besonders den dorischen, zu Nachforschungen heraus. Bei längerem gelegentlichem Studieren und Probieren an maßstäblich genauen Aufriß- und Grundrißzeichnungen, durch das Anlegen von Quadraten,

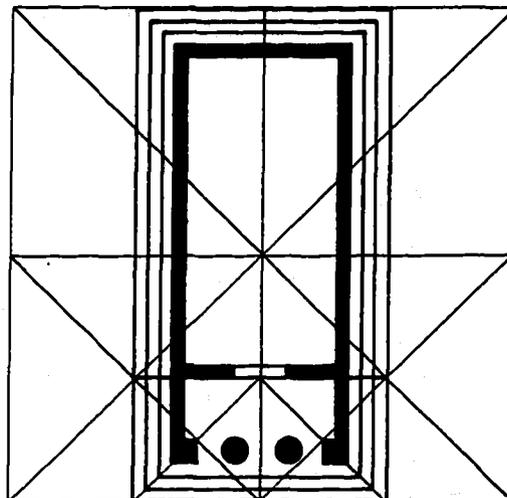
Zeichnung Nr. 1.

a) Geometrische Aufteilung eines Quadrates.



Entwicklung eines griechischen Tempelgrundrisses.

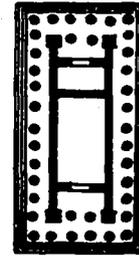
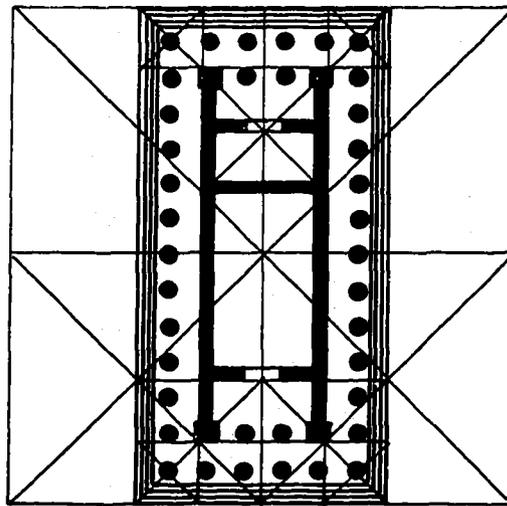
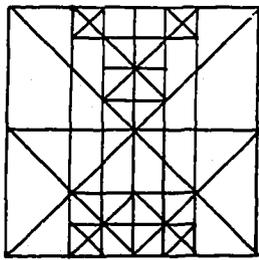
b) Festlegung wichtiger Punkte des Grundrisses auf der Figur a.



Konstruktion: Mappes.

c) Der vollendete Tempelgrundriß.





Zeichnung Nr. 2. Entwicklung eines größeren griechischen Tempelgrundrisses. Konstruktion: Mappes.

a) Geometrische Aufteilung eines Quadrates.

b) Festlegung wichtiger Punkte des Grundrisses auf der Figur a.

c) Der vollendete Tempelgrundriß.

Goldenen Schnitten, Diagonalen und dementsprechenden Unterteilungen wurden zwar auch andere Baustile untersucht; die sinnfälligsten Ergebnisse stellen jedoch die hier wiedergegebenen, den dorischen Tempelbau betreffenden Konstruktionen dar. Diese Konstruktionen bedeuten aber nicht die üblichen maßstäblichen Nachzeichnungen, sondern das tatsächliche Eingehen auf jene, an Hand dieser Zeichnungen kaum zu widerlegende Proportionspraxis, in dem ohne Maße, ohne Zahlen, lediglich aus dem Quadrat und dessen gesetzmäßiger Unterteilung heraus die mit den Original-Maßen genauestens übereinstimmende „innere“ Konstruktion dargestellt wird.

Zeichnung 1 und 2 zeigen, mit welcher verblüffender Sicher- und Einfachheit jene Harmonie in der Gliederung eines griechischen Tempel-Grundrisses offensichtlich erreicht wurde. In diesem Fall ist zwar auf den den Zeichnungen 4 und 5 zugrunde liegenden Goldenen Schnitt (göttliche Proportion) verzichtet, sondern lediglich das Quadrat halbiert, geviertelt und geachtelt. Weitere Worte erübrigen sich. Die Zeichnungen 1 und 2 mit ihren drei Entwicklungsstufen a, b und c erklären überzeugend, wie die einzelnen Teilungs- bzw. Diagonalschnittpunkte des Quadrates die wesentlichen Punkte zweier Tempelgrundrisse ergaben und unverrückbar festlegten.

Zeichnung 3 ist als erläuternde Konstruktions-Entwicklungsreihe zu betrachten, deren Beachtung die folgenden Konstruktionen (Zeichnungen 4 und 5) ohne weiteres verständlich macht.

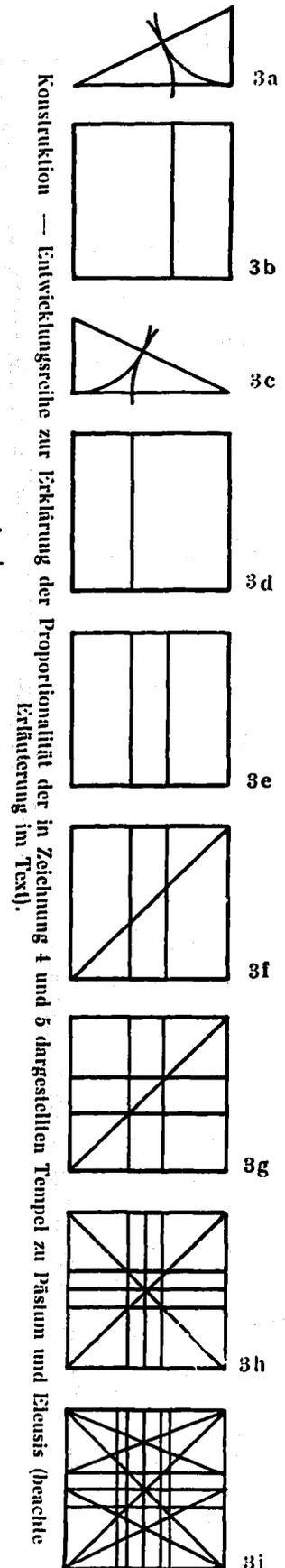
Konstruktion 3a stellt den Goldenen Schnitt dar. (Halbierung einer gegebenen Strecke, auf derem einen Endpunkt die halbe Länge rechtwinklig hoch getragen, die sich so ergebenden zwei Endpunkte verbunden und auf dieser Verbindungslinie nochmals die halbe Länge angetragen und mit der nunmehr verbleibenden Strecke wieder die Ausgangslinie „im Goldenen Schnitt“ unterteilt.) Dabei entsteht ein kleiner Abschnitt (Minor), der sich zum größeren Abschnitt (Major) verhält wie der größere Abschnitt zum Ganzen usf.

3b stellt nun die Teilung des Quadrates im Goldenen Schnitt dar.

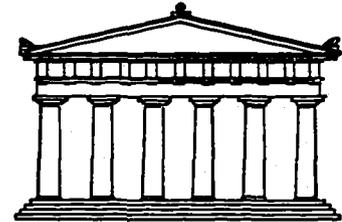
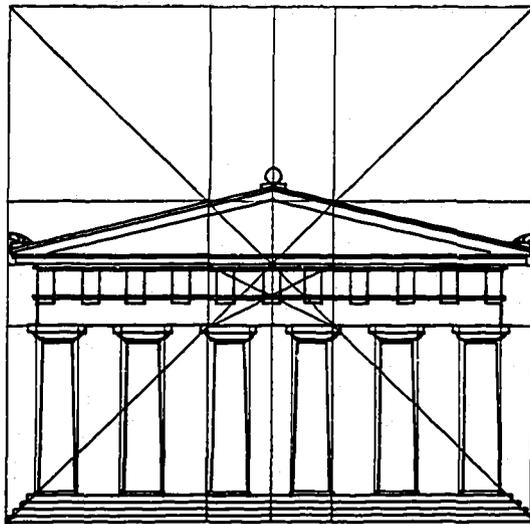
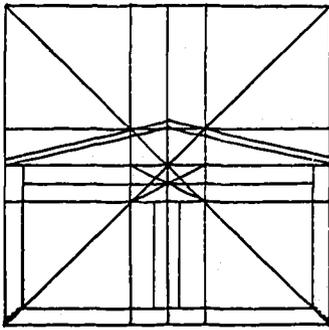
3d stellt die Teilung des Quadrates im Goldenen Schnitt von der anderen Seite her dar.

3e vereinigt die beiden Teilungen, so erneut Goldene Schnitte ergebend, wobei der kleiner gewordene Minor symmetrisch in der Mitte und 2 dazugehörige Majorstrecken links und rechts zu liegen kommen. Derartige Teilungen ließen sich noch fortsetzen; zum Verständnis der in Zeichnung 4 und 5 dargestellten Tempelfassaden genügen jedoch die Grundfiguren 3f und 3g vollkommen.

3f stellt eine einfache Unterteilung des Quadrates auf der Grundfigur 3e dar; nur wurde eine Diagonale gezogen, die 2 Schnittpunkte ergibt, die, wie Figur 3g zeigt, 2 Querlinien bestimmen (siehe 3g).



Zeichnung Nr. 3. Aufteilung quadratischer Figuren im goldenen Schnitt.



Zeichnung Nr. 4.

Fassade des Dorischen Tempels zu Pästum

Konstruktion: Mappes.

a) Die auf der Grundfigur 3h entwickelte Gliederung der Fassade.

b) Fassade mit den hauptsächlichsten architektonischen Einzelheiten innerhalb der durch den goldenen Schnitt festgelegten Baugliederung.

c) Die Fassade nach Weglassung der Konstruktions-Hilfsfiguren.

3 h enthält lediglich noch die senkrechte und waagerechte Halbierung des Quadrates, so daß mit wenigen Strichen alle wichtigen Punkte bestimmt sind, die jene unübertreffliche Harmonie und Proportion der dorischen Tempelfassade in Zeichnung 4 unverrückbar umreißen.

3 i. Die auf ähnlichem Wege entstandene Grundfigur einer weiteren, in Zeichnung 5 dargestellten unterschiedlichen dorischen Tempelfassade.

Neben dieser „inneren“ Konstruktion erscheinen selbst die von Vitruv angegebenen Maßzahlen für die Durchbildung der einzelnen Bauglieder als das weniger Wichtige. Sind doch dieselben nur abgegriffen, wäh-

rend jene konstruktiv verankerten Verhältnisse das Primäre darstellen, wobei die Ausmaße, in die man dann die Konstruktion in die Praxis umsetzt, nach Belieben festgelegt werden können. Erst nach Kenntnis dieser, mit gutem Grund vermuteten Proportionspraxis kann man sich auch mit Vitruv zufriedengeben, wenn er schreibt: „Die architektonische Durchbildung der Tempel beruht auf den Prinzipien des allseits wohl verteilten Ebenmaßes (Symmetrie), auf welches die Baukünstler ihr höchstes Augenmerk richten müssen. Dieses aber ergibt sich aus der angemessenen Wahl der Verhältnisse der Bauglieder (Proportion), welche die Griechen mit Analogia zu bezeichnen pfliegten. In

Zeichnung Nr. 5.

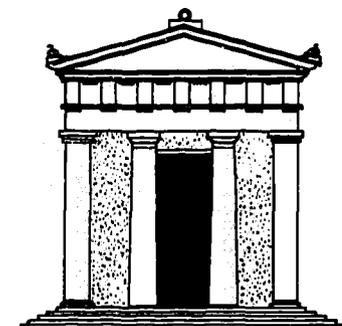
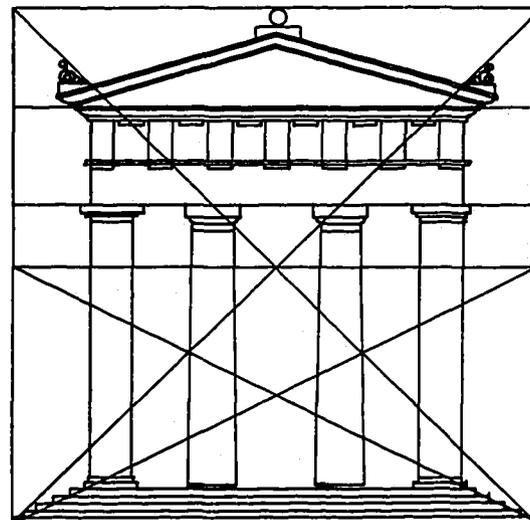
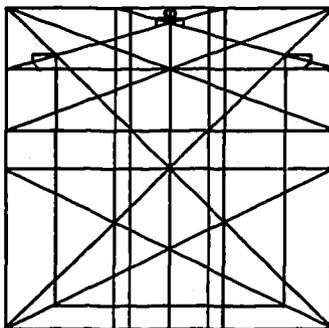
Fassade des Dorischen Tempels zu Eleusis

Konstruktion: Mappes.

a) Die auf der Grundfigur 3i entwickelte Gliederung der Fassade.

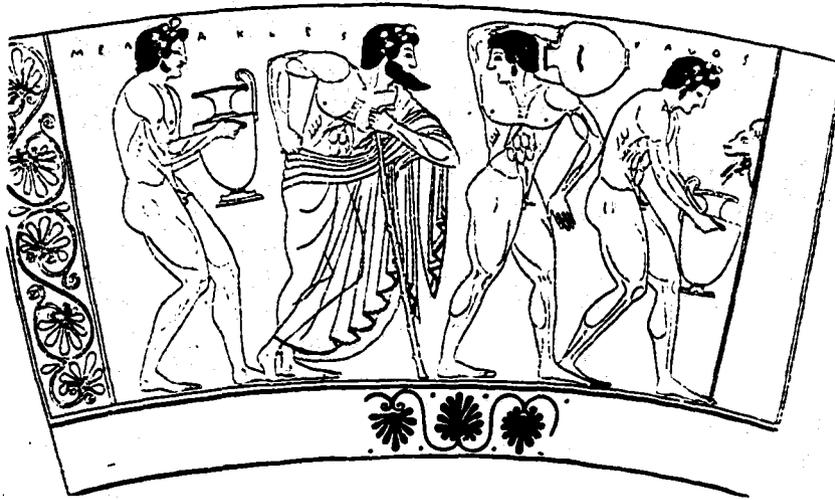
b) Fassade mit den hauptsächlichsten architektonischen Einzelheiten innerhalb der durch den goldenen Schnitt festgelegten Baugliederung.

c) Die Fassade nach Weglassung der Konstruktions-Hilfsfiguren.



diesem Sinne kann kein Tempelbau ohne peinliche Beachtung der Symmetrie und Proportionalität eine stilistisch vollendete Gestaltung erreichen, wenn nicht ein allseits richtiges Ebenmaß in seinen Gliederungen ausgeprägt erscheint. Wie unsere „Vorfahren“ (ge-

scheint, und den ich mit meinen Untersuchungen, von denen einige Zeichnungen hier wiedergegeben sind, zu heben versuchte. Ich bin mir zwar durchaus bewußt, daß nach Kenntnis eines solchen Proportionsystems einer noch lange keine gute Architektur zu schaffen im-



Ephelen tragen Wasser zur Palästra (zur Erfrischung nach den olympischen Spielen)

meint sind die Griechen) für alle Gattungen von Bauwerken bestimmte Vorschriften überlieferten, so bestehen die strengsten für den Tempelbau der Götter, da gerade an diesen Gebilden das künstlerisch Wertvolle wie das Unschöne auf ewige Zeit zu bestehen pflegt.“

Aber auch dies ist nichtsdestoweniger, so schön es auch klingt, ein Nichteingehen auf das Wesentliche, über das man absichtlich einen Schleier gebreitet zu haben

stande ist, wenn es ihm eben hierzu an Ideen mangelt. Aber es bringt den Baugestalter eine solche Proportionspraxis gewiß rascher zu guten Verhältnissen, als wenn er die Erlangung derselben mehr oder weniger nur seinen guten, vielfach aber unzuverlässigen Empfindungen überläßt.



Gerichtslinde in Kasberg (Ofr.) Foto: Prasser